



**UNIVERSITÄT
ERFURT**

UNIVERSITÄTS- UND
FORSCHUNGSBIBLIOTHEK
ERFURT/GOTHA

Wissenschaft als Beruf. Der Standort Erfurt

Sonderausstellung in der
Universitätsbibliothek Erfurt

„Wissenschaft als Beruf. Der Standort Erfurt“

Sonderausstellung der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha aus Anlass des
10. Jahrestages der Gründung der Universität Erfurt

3. Mai bis 5. Juni 2004

Montag bis Freitag: 8.30 – 17.00 Uhr

Universitätsbibliothek Erfurt, Ausstellungsraum (2. Etage)

Informationen zur Ausstellung unter
Tel.: (03 61) 7 37-58 81
sondersammlung.ub@uni-erfurt.de

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Einleitung	
Michael Klein Einleitung in den Text Max Webers	1
Josef Pilvousek Jodocus Trutfetter	7
Christian Albrecht Martin Luther	13
Michael Giesecke Valentin Ickelsamer	17
Hans Medick Johann Matthäus Meyfart	22
Hartmut Roloff Hiob Ludolph	28
Klaus-Bernward Springer Andreas Gordon	30
Ulrich Seidelmann Christian Gotthilf Salzmann	38
Reinhard Bolz Christoph Martin Wieland	42
Dieter Stievermann Placidus Muth	46
Wolfgang Schluchter Max Weber	50
Steffen Raßloff Alfred Overmann	53
Claus-Peter März Heinz Schürmann	56
Jamal Malik Annemarie Schimmel	59

Einleitung

Zum zehnjährigen Gründungsjubiläum der Universität Erfurt zeigt die Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha eine Ausstellung über 13 historische, wissenschaftlich tätige Persönlichkeiten, die mit Erfurt und seiner Universität in unterschiedlicher Weise verbunden waren. Aus dem umfangreichen Fundus an historischen Buchbeständen der Bibliothek werden diese 13 Personen – vom dem Theologen Jodocus Trutfetter aus dem 16. bis zur Orientalistin Annemarie Schimmel aus dem 20./21. Jahrhundert – in 13 Kurzporträts vorgestellt.

Der Titel der Ausstellung, „Wissenschaft als Beruf“, ist zugleich der Titel eines Werkes des Nationalökonomen und Soziologen Max Weber, der in Erfurt geboren wurde. Für diese Vorstellung der 13 Persönlichkeiten, zu denen auch Max Weber zählt, hat die Universitäts- und Forschungsbibliothek 13 Wissenschaftler, die an der Universität Erfurt lehrten und lehren, um zwei- bis dreiseitige Essays, die vor dem Hintergrund des Weberschen Textes die jeweilige Person vorstellen sollten. Diese Texte sind hier zusammengefasst.

Die Universitäts- und Forschungsbibliothek bedankt sich für die konstruktive Zusammenarbeit bei den Autoren sowie für die Überlassungen von Leihgaben bei dem Germanische Nationalmuseum Nürnberg und der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.

Erfurt, 26. 4. 2004

Christiane Schmiedeknecht
Direktorin der Universitäts- und
Forschungsbibliothek Erfurt / Gotha

Zum Text von Max Weber: „Wissenschaft als Beruf“

Michael Klein

„Innerhalb der Räume des Hörsaals gilt nun einmal keine andere Tugend als eben: schlichte intellektuelle Rechtschaffenheit“

Der Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ gehört zu dem Zyklus der vier Vorträge Max Webers unter dem Titel „Geistige Arbeit als Beruf“ vor dem Freistudentischen Bund und erschien - ebenso wie der zweite bekannt gewordene, „Politik als Beruf“, - Anfang 1919 in gedruckter Fassung.

In dem Text unternimmt Max Weber - wie insgesamt in den „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“ - vor allem auch eine Verarbeitung der geistigen Situation der Zeit, und dies ist eine Zeitenwende: geistig und institutionell.

Dies gilt zunächst einmal ganz historisch konkret: Am Ende des Ersten Weltkriegs steht für Weber neben massiven technischen und ökonomischen Problemen „die Arbeit an der Herstellung jener ganz nüchternen moralischen ‚Anständigkeit‘, die wir hatten, und die wir im Krieg verloren haben - der schwerste Kriegsverlust - durchaus obenan. Also ganz massive Erziehungsfragen“, wie er an den Philologen Friedrich Crusius von der Universität München schreibt.

Vor allem aber ist es die Verarbeitung der säkularen Kulturkrise, wie Max Weber sie sieht und in ihren Voraussetzungen und Auswirkungen analysiert. Ökonomische Rationalisierung, Spezialisierung und historischer Sinn haben die Einheitlichkeit und Ganzheit der Kulturgüter aus ihren festen Formen gestürzt, vor allem ist die Idee der Existenz von einigen wenigen objektiv und impersonell gültigen obersten - oder gar „letzten“ - Werten untergegangen. Statt dessen ist die Moderne die Epoche, in der die Traditionen gleichmäßig verfügbar sind und die unterschiedlichen „kulturellen Bewertungen“ verschiedene Lösungen bringen können. Wissenschaft wie Unterricht können damit nicht mehr auf wenigen „gültigen Werten“ beruhen, sondern sie müssen „wertfrei“ betrieben werden, auf

Fakten aufbauen und aus „klaren Begriffen“ bestehen. Natürlich haben für Weber Normenwertungen und Ideologien aller Art ihre Bedeutung und Berechtigung, denn es sind Tatsächlichkeiten, die als wertrationale Motivationen das sinnhaft orientierte Handeln entscheidend bestimmen.

„Denn nichts ist für den Menschen als Menschen etwas wert, was er nicht mit Leidenschaft tun kann.“

Für Weber besteht kein Zweifel, dass die bürokratisch-kapitalistische Ordnung („rational und amoralisch“) zur Austrocknung der Subjektivität der Individuen tendiert. Hiergegen formieren sich zum einen die „unpolitische Brüderlichkeitsethik“, zum anderen Kräfte, die zugleich „arational oder anti-rational“ und „unmoralisch“ sind (ästhetische und erotische Sphären) - darin sieht Max Weber subjektivistische Fluchten, die er politisch „steril“ und intellektuell „unredlich“ nennt. Ihm geht es vielmehr darum, die lähmenden Wirkungen der rationalen Lebensordnungen und Anstalten auf die Persönlichkeit mit rationalen Mitteln aufzufangen, um den Beitrag von Wissenschaft und Politik zum „rationalen Handeln innerhalb der Welt“.

Das ist ja der Clou der „verstehenden Soziologie“, die Max Weber gegen die klassische Staatswissenschaft zum Beispiel eines Gustav Schmoller setzt, dass sie sich dezidiert gegen die Verkündung von Normen, Forderungen und praktischen Wertungen abgrenzt. Vielmehr „verstehen“ sie „deutend“ den subjektiv vom Handelnden selbstgemeinten Sinn seines Handelns als konkrete, empirisch erfaßbare Realität und „erklärt damit kausal“. Die logische und empirische Bearbeitung der Wirklichkeit liefert jedoch keine Orientierungspunkte für die Existenz - wie dies der außerwissenschaftliche Mensch einfordert. Aus diesem dem Kulturbruch geschuldeten Dilemma, auch dass es eine „schlechthin 'objektive' wissenschaftliche Analyse des Kulturlebens“ nicht gibt, sich vielmehr gerade in diesem Anspruch „subjektive“ Einflüsse in der Wissenschaft geltend machen, resultiert der legitime Anspruch vor allem der Jugend an die Personen der Wissenschaft nach Führung und Orientierung.

Auch die Biographie von Max Weber selbst befindet sich an einer Wende. 1899 hatte er die Lehrtätigkeit aufgegeben, 1903 den Dienst an der Universität Heidelberg gänzlich quittiert. Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte er

den Gedanken, „wieder aufs Katheder zu treten“, weit von sich gewiesen. Gegen Ende des Weltkriegs sieht er sich ins Zentrum des politischen Lebens und der akademischen Lehre katapultiert:

Er pflegt eine intensive Rednertätigkeit für die Demokratische Partei Friedrich Naumanns, ist im Dezember 1918 Teilnehmer am Verfassungsausschuss im Reichsamt des Innern unter Vorsitz von Hugo Preuß und 1919 Mitglied des Sachverständigenremiums der deutschen Friedensdelegation in Versailles. Im Herbst 1917 führt er Berufungsverhandlungen für die Universität Wien und lehrt dort im Sommersemester 1918 u.a. „Staatssoziologie“. 1918/1919 ist er für Lehrstühle in Göttingen, Berlin und Frankfurt im Gespräch, bevor er im Sommer 1919 in München den renommierten Lehrstuhl für Nationalökonomie von Lujo Brentano übernimmt. Von entscheidender Bedeutung dürfte wohl auch die Teilnahme an den Tagungen auf der thüringischen Burg Lauenstein gewesen sein, wohin im Frühsommer und Herbst 1917 der Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs aus Jena „Gelehrte, Künstler, politische Schriftsteller, Lebenspraktiker, freideutsche Jugend zum Austausch über Sinn und Aufgabe unserer Zeit“ eingeladen hat - wie Marianne Weber schreibt.

Hier befindet er sich nicht nur im intensiven Austausch mit den „neuen Propheten“ der Zeit, er ist auch mit der Sehnsucht der Jugend nach neuer Prophetie konfrontiert, die das „Bekennen“ in einem größeren Kreis einfordert. Max Weber bezieht vehement Front gegen diese Geisteshaltung: „Das gibt Geschwafel und Sensation, sonst nichts“ - wie er in Briefen schreibt, erst wenn „letzte Standpunkte“ zu ganz konkreten Problemen zugespitzt werden, werde das wirkliche Wollen klar.

Dennoch ist er sehr aufgewühlt und in einem permanenten Erregungszustand. Die Herbsttagung widmet sich u.a. dem Thema: „Führungsproblem im Staat und in der Kultur“. In seinen leidenschaftlichen Stellungnahmen - und er redet, wie Teilnehmer berichten, den ganzen Tag und halbe Nächte - ist er mit seinem eminenten Wissen, seiner rationalen Analyse, aber auch in dem Ethos seiner Positionen und dem ganzen Charisma seiner Person präsent und schürt damit noch mehr die Sehnsüchte der Jugend, ihn zu ihrem Führer zu gewinnen. Er weist dies

Ansinnen brüsk zurück: Er will ihr Lehrer sein in Wissenschaft und Politik, wenn sie harte Bretter bohren wollen.

Aber der Zwang zu mündlicher Formulierung hat bei Max Weber seit jeher die Prägnanz der Argumentation befördert. In Reden, Vorträgen, Diskussionsbeiträgen und Briefen wiederholt er nicht nur gleiche und ähnliche Argumente, sondern wählt auch für diese die gleichen Beispiele und rhetorischen Wendungen, bis seine Argumentationsführung zu der Dichte und Stringenz gereift ist, wie sie beispielsweise im Text „Wissenschaft als Beruf“ niedergelegt ist.

In dem Text geht Weber „mit der Pedanterie des Nationalökonomen“ von „äußeren Verhältnissen“ aus: „Wie gestaltet sich Wissenschaft als Beruf im materiellen Sinne des Wortes?“ Er konzidiert jedoch, dass die Adressaten in Wirklichkeit von etwas anderem hören wollen: „Von dem inneren Berufe zur Wissenschaft“.

Hier erteilt Weber nun eine entschiedene Absage an die Wissenschaft als Bühne, als „Sensation“ oder als Kanzel der Verkündigung von „letzten“ Werten oder Wahrheiten.

„Der Irrtum (der Jugend) ist der, daß sie in dem Professor etwas anderes suchen, als ihnen dort gegenübersteht, - einen Führer und nicht: einen Lehrer“.

Wissenschaft ist jedoch „eingespannt in den Ablauf des Fortschritts“. Prinzipiell geht dieser Fortschritt in das Unendliche und kommt nie zu Ende. Damit besteht der Sinn der Arbeit der Wissenschaft in „neuen Fragen“, die „überboten“ werden wollen und veralten müssen.

„Wir können nicht arbeiten, ohne zu hoffen, daß andere weiter kommen werden als wir.“

Nach der Diagnose von Weber ist Wissenschaft nicht rückführbar in ein „Stadium der Spezialisierung eingetreten“ und wird „dies in alle Zukunft so bleiben“: „tüchtige Leistung ist heute stets: eine spezialisierte Leistung.“

Eine populäre Einstellung gerade bei der Jugend habe sich aber in den Dienst einiger Götzen gestellt, die da sind: „Persönlichkeit“ und „Erleben“. Aber: „„Persönlichkeit“ auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der rein der Sache dient.“

Denn die Wissenschaft steht unter dem Diktum der „Entzauberung der Welt“, wie wir „seit Jahrtausenden“ der „intellektualistischen Rationalisierung durch Wissenschaft und wissenschaftlich orientierter Technik“ unterliegen. Das bedeutet nun nicht „eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht“, sondern vielmehr den Glauben, „daß es prinzipiell keine unberechenbaren Mächte gebe ..., daß man vielmehr alle Dinge - im Prinzip - durch Berechnen beherrschen könne.“

Unbestreitbar ist für Weber die Tatsache, dass Wissenschaft keine Antwort auf die für uns wichtige Fragen gibt: „Was sollen wir tun? Wie sollen wir leben?“ Die Spannung zwischen der Wertsphäre der „Wissenschaft“ und der des religiösen oder mystischen Heils ist unüberbrückbar - ebenso wie die zur „Brüderlichkeit unmittelbarer Beziehungen“.

„Wo immer der Mann der Wissenschaft mit seinem eigenen Werturteil kommt, hört das volle Verstehen der Tatsachen auf.“

Das heißt, „daß Wissenschaft heute ein fachlich betriebener ‚Beruf‘ ist im Dienst der Selbstbesinnung und der Erkenntnis tatsächlicher Zusammenhänge, und nicht eine Heilsgüter und Offenbarungen spendende Gnadengabe von Sehern, Propheten oder ein Bestandteil des Nachdenkens von Weisen und Philosophen über den Sinn der Welt.“ Der „Beruf zur Wissenschaft“ offenbart sich darin, dass man sich „der Welt, so wie sie wirklich ist“ „gewachsen“ zeigt, alles andere ist „Schwindel“ oder „Selbstbetrug“.

Nach Weber leistet die Wissenschaft aber sehr wohl auch etwas für das praktische und persönliche Leben.

1. Ganz allgemein: „Wenn jemand ein brauchbarer Lehrer ist, dann ist es seine erste Aufgabe, seine Schüler unbequeme Tatsachen anerkennen zu lehren.“
2. Den Erwerb der „Kenntnisse über die Technik, wie man das Leben, die äußeren Dinge sowohl wie das Handeln der Menschen, durch Berechnung beherrscht.“
3. Das Handwerkszeug und die Schulung dazu: „Methoden des Denkens“.
4. „Klarheit“.
5. „Konsequenz“ und „Ehrlichkeit“.

Demnach also: „Wir können so, wenn wir unsere Sache verstehen, den einzelnen nötigen ..., sich selbst Rechenschaft zu geben über den letzten Sinn seines eigenen

Tuns.“ Allerdings nötigt dies nach Max Weber auch zu Nüchternheit und Bescheidenheit - und daran kann in Zeiten erneuter Heilserwartungen an Wissenschaft, „Eliten“ und „Elite-Universitäten“ getrost erinnert werden:

„Daß man schließlich in naivem Optimismus die Wissenschaft, das heißt: die auf sie gegründete Technik der Beherrschung des Lebens als Weg zum Glück gefeiert hat - das darf ich wohl ganz beiseite lassen. Wer glaubt daran? - außer einigen großen Kindern auf dem Katheder oder in den Redaktionsstuben?“

Jodocus Trutfetter (1460 – 1519).**Nominalist des „Erfurter Modells“ – Lehrer Luthers – Inquisitor**

Josef Pilvousek

Einigen galt Jodocus Trutfetter als Nominalist, der den „alten“ Glauben zerstören half, anderen als uneinsichtiger Lehrer Luthers, von dem dieser weder „theologisch noch biblisch“ etwas gelernt habe. Und schließlich stilisierten ihn einige Historiker sogar zum Bollwerk des Katholizismus; schließlich war Trutfetter vom Mainzer Erzbischof auch zum Inquisitor ernannt worden. Keine dieser Wertungen trifft zu.

„Alle Theologie ist intellektuelle Rationalisierung religiösen Heilsbesitzes.“ So schrieb Max Weber in „Wissenschaft als Beruf“. Diese intellektuellen Rationalisierungen prägten sich in besonderer Weise im Spätmittelalter aus. Es handelte sich sozusagen um Früchte, die im „Herbst des Mittelalters“ gereift waren. Eine gewichtige Form unter diesen „Rationalisierungen“ war das „Erfurter Modell“ des Nominalismus, das vom Erfurter Weltklerus konzipiert, vertreten und durchgesetzt wurde. Zwar waren die theologischen Schulen der Dominikaner, Franziskaner und Augustiner-Eremiten in Erfurt präsent; doch galt die Hochschule – zum Teil gegen diese Ordens theologien – als Hochburg des Nominalismus. Der „Eisenacher“ – so wurde Jodocus Trutfetter nach seinem Geburtsort auch genannt – hatte daran maßgeblichen Anteil: Mit der Quodlibetdisputation von 1497 hatten Trutfetter und Bartholomäus von Usingen der ockhamistischen Richtung in Philosophie und Theologie an der Universität Erfurt zum Sieg verholfen. Trutfetter selbst konnte die Früchte seines Wirkens nicht ernten: Berühmt, hochgelehrt und allseits geachtet wurde er 1505 aus politischen Gründen bei einer fast nur als Formsache erscheinenden Lehrstuhlbesetzung in Erfurt übergangen. Das Erfurter Aushängeschild Trutfetter musste sein Türschild im (zumeist ungeliebten) Wittenberg anbringen, bis der politische Wechsel ihm 1510 die Rückkehr nach Erfurt ermöglichte. Seine

Lebenszeit fiel zudem in eine historische Epoche, die Umwälzungen auf allen Gebieten mit sich brachte und häufig genug Biographien nivellierte. Das konfessionelle Zeitalter tat ein Übriges, um Leben, Bedeutung und Werk apologetisch zu instrumentalisieren und schließlich fast in Vergessenheit geraten zu lassen.

Nominalist

Das „Rasiermesser“ des Wilhelm von Ockham (gest. um 1348) war das Kennzeichen intellektueller Rationalität schlechthin. Danach waren alle überflüssigen, alle unnötig komplizierten Erklärungen weg zu schneiden. In diesem Sinne schärfte auch Trutfetter sein rationales Arbeiten. Bei ihm fällt die nachdrückliche Herausstellung Ockhams in allen Grundfragen deutlich ins Auge. Und er fügt, damit kein Zweifel über seine Einstellung besteht, hinzu: „Wilhelms [von Ockhams] Richtschnur ist unsere dogmatische Autorität“. Allerdings ging es Trutfetter und seinen Kollegen nicht um blinden Autoritätsglauben. Nicht der Nominalismus oder der Ockhamismus - wie immer wieder fälschlich behauptet wird – begründeten den guten Ruf der Erfurter Universität. Vielmehr sind es Modernität in der Lehrauffassung, Sorgfalt in der philosophischen und theologischen Bildung und die Offenheit für Denkansätze auch außerhalb des eigenen Modells. Die Vertreter der „via moderna“ brachen mit alten Gewohnheiten. Sie dachten die Kontingenz unserer Erfahrungswelt radikal. Sie wollten ihre Welt verstehen, in dem sie Grenzen und zugleich die Möglichkeiten der menschlichen Vernunft aufgezeigten. In diesem Sinne sind die Lehrer des „Erfurter Modells“ auch heute noch modern.

Die Kreise um Ockham hießen im Gegensatz zu den Alten (antiqui) und ihrem Ideenrealismus (reales) die Neuzeitlichen (moderni), und weil sie die Realität der Universalien ablehnten, die „nominales“. Das Bestreben dieser „moderni“ war folgendes: In einer faktisch in allen Bereichen sich wandelnden Welt will man zu einem Welt-, Menschen- und Gottesverständnis durchdringen, in dem die Grenzen und zugleich die Möglichkeiten der menschlichen Vernunft aufgezeigt werden müssen. Nur dadurch kann die radikale Verschiedenheit von Gott und Mensch

sowie die Gültigkeit der in der göttlichen Offenbarung mitgeteilten und in keinem menschlichen Ordnungsschema einzufangenden Wahrheit deutlich hervortreten. Wir dürfen einen Beweis oder die Existenz einer Sache nur dann als wahr behaupten, wenn wir durch ihre Selbstevidenz oder durch Offenbarung oder durch Erfahrung oder durch logische Deduktion aus einer geoffenbarten Wahrheit oder aus einer durch Beobachtung verifizierten Proposition dazu gezwungen werden. Hinter dieser Haltung stand nicht allein ein philosophisches, sondern ein streng theologisches Anliegen, was bei der Darstellung Trutfetters und seines Lebenswerkes zu beachten ist: Das Erleben einer Welt, in der das Existierende nicht notwendig existiert und in der deshalb die menschliche Erkenntnis nur in geringem Maße zu konstanten gültigen Aussagen über Gott und Welt gelangen konnte, veranlasste bedeutende Theologen dieser Zeit zu fragen, was denn der Mensch dann vor Gott sei und wie er im Pilgerstatus den Weg zu seinem Heile finden könne. Hier liegen die Gründe für die oftmals bis an die Grenzen des Erträglichen gehende, von vielen als überspitzt bezeichnete Anwendung der Logik im Widerspruchsprinzip. Das war nicht Skepsis, nicht Zweifel am Bestehen der gesetzten Ordnung Gottes, sondern ein Bestreben, jeden Zweifel daran auszuschließen, dass Gott auch hätte anders handeln können.

Der Weg zu einer kritischen Wissenschaft führte bei Trutfetter über eine präzise Sprachanalyse. Diese jedoch sollte nicht etwa Metaphysik und Theologie ersetzen. Deren Sachgebiet sei vielmehr in gemeinsamer Denkanstrengung zu durchforschen, um zu neuen Sacherkenntnissen zu kommen. Denn die Sprachanalyse gebe nicht Sachkenntnis in diesen Wissenschaften, sondern zeige nur auf sichere Weise den Weg, auf dem man zu ihnen kommen könnte. Von diesen grundsätzlichen Überlegungen aus muss auch die Benutzung und Beurteilung der Heiligen Schrift, der Kirchenväter und der großen theologischen Lehrer geleitet sein. Sie hätten oft uneigentlich geredet, ohne auf eine strenge Sprachform zu achten. Daher seien sie grundsätzlich in dem Sinne auszulegen, wie sie selbst es eigentlich gemeint haben. Wenn man das beachte, werde der enge Schulstreit zwischen realem und neuem Weg bei der Verwendung der großen Theologen keine so große Rolle mehr spielen. Darum zeigte Trutfetter

auch gegen Thomas von Aquin keine Abneigung, sondern schätzte ihn ebenso sehr wie Petrus Hispanus, obwohl beide Vertreter der alten Richtung waren. Diese großzügige Art, mit dem Gegner umzugehen, kennzeichnete ihn; ja, Scheurl schreibt ihm, manche Freunde sagten, er sei zu nachgiebig gegen seine Gegner, sowohl gegen seine theologischen als auch seine persönlichen. Aber Trutfetter wollte kein enger Parteigänger sein, sondern in Offenheit den sachlichen Erörterungen dienen. Es war eine offene via moderna, die in Erfurt zur Herrschaft gekommen war und die durch Trutfetter repräsentiert wurde.

Trutfetter verlor sich also nicht in verstaubten intellektuellen Gedankenspielen; vielmehr war er auf der Höhe der Zeit. Dies dokumentiert auch sein humanistisches Interesse, das entgegen landläufiger Meinung keinen Gegensatz zur „Scholastik“ bildete. Im Sinne einer intellektuellen Elite bezeichnete der Erfurter Humanist Mutianus Rufus einen Kreis theologisch interessierter Männer, die durch ihr geistiges Gewicht und ihre hohe kirchliche Stellung großen Einfluss auf das Geistesleben Erfurts hatten, als „Primaten“. Zu diesem Kreis gehörte als geistiger Führer Jodocus Trutfetter. Dort wurden die neuesten Entwicklungen der damaligen Geisteswelt diskutiert. Ebenso stand Trutfetter im engen Briefwechsel mit dem Juristen und Humanisten Christoph Scheurl, der ihn sehr verehrte. Dieser schickte ihm im Oktober 1514 eine Schrift über den Reuchlinprozeß. Die erste Nachricht vom Auftauchen der *Dunkelmännerbriefe* erhielt Trutfetter am 14. Februar 1516 von Scheurl. Wir finden kein Wort der Entrüstung von Seiten Scheurls, und selbst bei dem zweiten Teil der *Dunkelmännerbriefe*, der es an Frivolität nicht fehlen lässt, empfiehlt Scheurl dem späteren Bücherzensor sowie Glaubens- und Ketzerrichter die Lektüre. Mit seiner Bitte, an die Universität 1517 einen Hebräischlehrer gratis zu intitulieren, zeigt Trutfetter seine Offenheit für humanistische Studien. Schließlich waren allen Veröffentlichungen Trutfetters zur Verzierung Verse der Erfurter Humanisten Nikolaus Marschalk oder Maternus Pistoris vorangestellt. Man hat den Verdacht, dass die Verfasser der Einleitungen den Lesern die Bücher nahebringen wollten, aber selbst auf diesem harten Gebiet der intellektuellen Rationalität zu arbeiten keine Lust verspürten. Verhalten klingt es auch, wenn

Pistoris die Leser auffordert, sich das Studium des Buches nicht verdrießen zu lassen.

Der gestandene und vielseitige Wissenschaftler, der 1460 geboren worden war, machte auch in Universitätsgremien „Karriere“. 1489 wurde Trutfetter Rektor der „neuen Burse“ und Mitglied des Fakultätsrates der Katholisch-Theologischen Fakultät. Nach der Promotion zum Lizentiaten der Theologie 1493 wurde der Priester Trutfetter Dekan der philosophischen Fakultät. Viermal, nämlich 1493, 1497, 1511 und 1513, gehörte Trutfetter zu denen, die den Rektor wählten. Nachdem der engagierte Dialektiker im Wintersemester 1499 Dekan der philosophischen Fakultät geworden war, übersiedelte er am 29. April 1501 als Kollegiat an das Juristenkolleg und wurde am 19. Oktober dessen Dekan. Gleichzeitig hielt er theologische Vorlesungen an der Erfurter Marienkirche und erfüllte die mit dem Amt verbundene Aufgabe, an der Marienkirche zu predigen. Als er das 40. Lebensjahr bereits überschritten hatte und nach fast 20jähriger Tätigkeit an der Artistischen Fakultät, promovierte er am 14. Oktober 1504 zum Doktor der Theologie.

Lehrer Luthers

Martin Luther selbst hat diesen seinen Lehrer entgegen der vorherrschenden Meinung hoch geschätzt. Er will sogar von Trutfetter gelernt haben, dass man Glauben allein der Heiligen Schrift schulde. Dankbar schrieb Luther an ihn, „um so viel weniger würde ich Dir Böses wiedergeben, wo ich Dir alles Gute verdanke“. Luther weiß genau, was Trutfetter ihm vorwirft: es sei sein Mangel an intellektueller Rationalität; Luther sei unwissend in der Dialektik, also in jener philosophischen Arbeitsmethode, die durch Infragestellung gegensätzlicher Ausgangspositionen und deren Synthese eine höhere Erkenntnis gewinnt; die Dialektik aber ist für Trutfetter der Schlüssel zur rechten begrifflichen Erfassung sowohl der Philosophie als auch der Theologie. Denn nur sie lehre eine klare Unterscheidung der Begriffe und führe durch ihre Sprachkritik zur Eigentlichkeit des Redens von Gott und den Heilsgeheimnissen. Für einen Mann wie Trutfetter ist nach Meinung Luthers seine neue Theologie ein Gräuel. Trutfetter war mit der

Dialektik aufgewachsen und hatte durch sie Ansehen und Ruhm erworben; ohne sie musste er den Untergang der wissenschaftlichen Theologie befürchten. So gab es zwischen Lehrer und Schüler keine Verständigung mehr. Für Luther wird die klare Ablehnung durch seinen verehrten Lehrer – er war wohl der erste, der in aller Entschiedenheit ein klares Nein sagte, und auch der erste, auf den Luther mit Aufmerksamkeit hörte – ein schmerzlicher Abschied von einem Manne gewesen sein, den er trotz aller gegensätzlichen Meinung verehrte und schätzte. Er wusste auch, dass Trutfetter trotz allen Grolls an seinem Schüler mit Liebe hing. Als Luther die Nachricht vom Tode Trutfetters am 9. Mai 1519 bekam, schrieb er am 24. Mai an Spalatin: „Ich fürchte, daß auch ich Ursache seines vorschnellen Todes gewesen bin; soviel Kummer war in ihm wegen meiner sogenannten Entweihungen und Verwegenheiten, durch die die scholastische Theologie zu seinem Schmerz in eine unglaubliche Verachtung geraten sei. Der Herr erbarme sich seiner Seele,
Amen!“

Inquisitor

Merkwürdigerweise wurden 1517 Trutfetter und Weihbischof Paul Huthenne vom Mainzer Erzbischof zu Bücherzensoren und Inquisitoren der gesamten Erzdiözese ernannt. Von einer „inquisitorischen“ Tätigkeit beider ist allerdings nichts bekannt. Vermutlich handelte es sich um die Fortsetzung einer älteren Tradition, von der nur wenig bekannt ist. Am 11. Juli 1488 waren bereits Dr. theol. Johannes Jeusser von Paltz OESA (gest. 1511), der Vizekanzler der Universität Johannes Klockereime (gest. 1501) und Dr. theol. Ulrich Rissbach zu Inquisitoren ernannt worden. Und schon Jahrhunderte vorher hatte der Mainzer Erzbischof im Jahr 1350 Mitglieder seines Generalgerichts zu bischöflichen Inquisitoren ernannt. Die durch Rationalität ausgezeichneten Theologen sollten über die Reinhaltung des religiösen Heilswissens wachen. Es war wohl eine Ehre wie eine Bürde für eine der intellektuellen Rationalität verpflichtete Person wie Jodocus Trutfetter.

„... daß es mit dem Sehnen und Harren allein nicht getan ist...“.

Martin Luther in Erfurt

Christian Albrecht

Luther und Erfurt – zuerst assoziiert man hier vielleicht das Augustinerkloster, in das der 21jährige im Sommer 1505 eintrat, einem Gelübde folgend, das er während eines schweren Gewitters vor den Toren Erfurts, in Stotternheim, abgelegt hatte.

Aber vier Jahre zuvor schon, im Sommersemester 1501, war Luther in Erfurt erstmals mit derjenigen Institution in Berührung gekommen, der er von da an (mit einer kurzen Unterbrechung) sein Leben lang angehören würde, aus der er vornehmlich gewirkt hat und zu deren Autorität er nicht wenig beigetragen hat: der Universität. Für Luthers Kritik an mittelalterlich-scholastischer, aristotelischer und nominalistischer Theologie und Philosophie, aber auch für die Bildungsreformpläne, die er seit 1517 in Wittenberg betrieb, sowie für die Hingabe, mit der er selbst den wissenschaftlichen Beruf versehen hat, für all dies ist der Erfahrungshintergrund nicht zuletzt das – mit Unterbrechungen – in Erfurt verbrachte Jahrzehnt von 1501 bis 1511.

Im April oder Mai 1501 immatrikulierte Luther sich zum Studium an der Universität Erfurt und wird als „Martinus ludher ex mansfelt“ in die Matrikel eingetragen. Dies ist die erste urkundliche Erwähnung des Reformators. Luther wohnte, wie allgemein üblich, in einer der Erfurter Bursen (Georgenburse oder Himmelpforte). Das Leben in den Bursen unterlag einer strengen, fast klösterlichen Reglementierung.

Luther begann sein Studium, wie jeder angehende Jurist, Mediziner oder Theologe, an der artistischen Fakultät mit einem philosophischen und wissenschaftlich-methodischen Grundstudium. Es war auf die sieben freien Künste, die „septem artes liberales“, gerichtet: Zunächst wurden Grammatik, Logik, Rhetorik vermittelt, in einer zweiten Studienphase kamen dann Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie hinzu. Der Unterricht fand im collegium maius in

der Michaelisstraße statt. Der Ablauf des Studiums der freien Künste folgte auch in Erfurt einem festen, schon durch das gesamte 15. Jahrhundert hindurch bestehenden Schema, das an allen Universitäten im wesentlichen gleich war. Zahlreiche Stoffe der ersten Studienphase, des trivium, hätten an sich auch schon in der höheren Schule gelehrt werden sollen, doch war der Übergang von der Schule zur Universität eher fließend. Der Unterricht selbst vollzog sich, gemäß dem scholastischen Wissenschaftsverständnis, teils als interpretierende Vorlesung der bewährten Lehrbücher, teils in Gestalt gelehrter Disputationen, deren formallogische Regeln den Studenten in Fleisch und Blut übergehen sollten. Auch die Inhalte des Studiums waren festgelegt. Wie an anderen Universitäten, so gab es auch an der Universität Erfurt keine Lehrfreiheit. Die Dozenten waren verpflichtet, in ihren Vorlesungen feststehende Lehrbücher, vor allem Werke des Aristoteles, im Sinne der in Erfurt offiziell anerkannten scholastischen Schule auszulegen, der „via moderna“ des englischen Franziskaners Wilhelm von Ockham. Die Modernen oder Ockhamisten unterschieden sich dadurch von den Thomisten und Skotisten, dass sie die Frage, ob die menschliche Vernunft zu einem Wissen von den übersinnlichen Wirklichkeiten des Glaubens gelangen könne, entschieden verneinten, um mit um so größerem Nachdruck zu betonen, dass die Kirche in ihrem Dogma eine untrügliche Erkenntnis dieser Wirklichkeiten besitze und dass es daher geboten sei, dem Dogma in jedem Falle Anerkennung zu schenken.

Nachdem Luther das erste Pensum des Studiums absolviert hatte, legte er im September 1502 die Bakkalaureatsprüfung ab. Als baccalaureus war er nun selbst zu einfachen Lehrveranstaltungen in Grammatik, Rhetorik und Logik verpflichtet. Das entsprach der Praxis der mittelalterlichen Universität, in der – abgesehen von den allerersten Anfängen – die Lernenden zugleich immer auch Lehrende waren. Das nächste Ziel bestand im Erwerb des Magistergrades, mit dem das philosophische Studium abgeschlossen werden konnte. Luther studierte in der vorgeschriebenen Ordnung vor allem die naturphilosophischen, metaphysischen und moralphilosophischen Werke des Aristoteles und die Wissenschaften des alten quadrivium: Geometrie, Arithmetik, Musik und Astronomie. Im Januar 1505 bestand er, als zweiter unter 17 Teilnehmern, die Prüfung zum magister artium. Er

hatte das artistische Grundstudium erfolgreich und in schnellstmöglicher Zeit beendet. Er hatte eine Antrittsvorlesung zu halten, und er hat sich später noch gern der in Erfurt üblichen, prunkvollen Magisterfeier erinnert: „Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit, wenn man Magistros promoviert und ihnen Fackeln fürtrug, ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei.“

Mit dem Erwerb des Magistertitels war die Verpflichtung zu einer mindestens zweijährigen Lehrtätigkeit an der artistischen Fakultät verbunden, während man gleichzeitig an einer der höheren Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) ein eigenes, weiteres Studium aufnehmen konnte. Luther begann seine Vorlesungen an der artistischen Fakultät im Sommersemester 1505 und nahm gleichzeitig sein Studium der Rechtswissenschaften auf.

In der zweiten Semesterhälfte, am 2. Juli 1505, geriet Luther bei Stotternheim in das Gewitter und trat am 17. Juli 1505 in das Kloster der Augustinereremiten ein. Damit war zugleich der Abbruch des Studiums und der Lehrtätigkeit verbunden. Erst nach seiner Priesterweihe im Frühjahr 1507 wurde er von seinem Orden zum Studium der Theologie bestimmt, das er im Sommersemester 1507 aufnahm.

Dieses Studium fand als Ordensstudium in Verbindung mit der Universität statt: Die Lehrstühle der theologischen Fakultät, die im auditorium coelicum an der Südseite des Doms untergebracht war, erhielten drei Ordensangehörige (ein Augustinereremit, ein Dominikaner und ein Franziskaner) und drei Weltpriester. Die drei Orden inkorporierten ihr Theologiestudium der theologischen Fakultät und es unterlag den Statuten der theologischen Fakultät.

Luther hat wohl ganz oder hauptsächlich bei jenen theologischen Lehrern studiert, die zugleich seine Ordensbrüder waren. Hauptgegenstand des Studiums waren die Sentenzen des Petrus Lombardus, eine Erklärung der Aussprüche der Kirchenväter, seit dem 12. Jahrhundert das wichtigste dogmatische Lehrbuch. Luthers eigentliches Interesse galt aber der Bibel und der detaillierten Reflexion auf deren Text. Eine solche Begeisterung für die Bibel war seinerzeit ungewöhnlich: Das Bibelstudium war zweitrangig und zudem stark überlagert von philosophisch-dogmatischen Interessen, Luther selbst hat später angegeben, er habe erst mit zwanzig Jahren eine Bibel gesehen und als einziger Mönch in Erfurt

sie gelesen. Als große Ausnahme rühmt er seinen Lehrer Johann von Staupitz, der das Theologiestudium insgesamt neu auf die Bibelauslegung hin orientieren wollte.

Im Herbst 1508 wurde Luther an die erst 1502 gegründete Universität Wittenberg entsandt. Die Erfurter Augustiner-Eremiten nahmen hier ein Lehrdeputat wahr, in dem Luther eine vorübergehende Lücke auszufüllen hatte. Als magister artium hatte er über Aristoteles' Nikomachische Ethik zu lesen. Im Frühjahr 1509 wurde Luther an der Wittenberger Universität zum Baccalaureus biblicus promoviert. Als Cursor hielt er nun auch theologische Vorlesungen: Von der Fakultät bestimmte Kapitel der Bibel sollten mit kurzen, cursorischen Erläuterungen vorgetragen werden. Im Herbst 1509 wurde er in Wittenberg zum Baccalaureus sententiarius promoviert und von seinem Orden nach Erfurt zurückgerufen. Hier hielt er nun als sententiarius Vorlesungen, in denen die Sentenzen des Petrus Lombardus auszulegen waren. Im Spätsommer 1511 hat Luther dann Erfurt endgültig verlassen, um für immer nach Wittenberg zu gehen. Im Oktober 1512 beendete er sein Theologiestudium, indem er an der Wittenberger Universität zum Doktor der Theologie promoviert wurde und umgehend eine biblische Professur übernahm. In dieser Stellung, die er über dreißig Jahre, bis an sein Lebensende, ohne größere Unterbrechungen versehen sollte, las er ausschließlich über biblische Bücher. Gleichzeitig begann er, im Kloster und in der Stadtkirche zu predigen.

Luther und Erfurt – das ist also im Wesentlichen auch das Jahrzehnt zwischen 1501 und 1511, das Luther hier als Student verbracht hat. Seine Haltung zu Erfurt als Studienort ist, in späteren Erinnerungen, ambivalent gewesen. „Wer gut studieren will, der gehe nach Erfurt“, hat er bekanntlich empfohlen, aber er hat auch über die Stadt geurteilt: „Es hat ihr am Gelde nit gefehlt, sondern an Weisheit.“

Weiterführende Literatur:

Albrecht Beutel: Martin Luther. München 1991.

Martin Brecht: Martin Luther. 3 Bände. Stuttgart 1981-87.

Friedrich Paulsen: Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1885.

Valentin Ickelsamer (um 1500-1546/47)

Michael Giesecke

Biographie

um 1500	geboren; Besuch der Lateinschule in Rothenburg o. T.
WS 1518 bis SS 1520	Studienbeginn an der Universität Erfurt und Abschluss mit Bakkalaureat unter dem Dekanat von Philip Komburg
WS 1520/1 bis SS 1523	Fortsetzung des Studiums in Wittenberg, u.a. bei Andreas Bodenstein von Karlstadt („In den hohen Schulen, was sucht man anders, denn Ehre von den anderen?“); involviert in den sog. „Wittenberger Wirren“ (1521/2), geht er auf Distanz zum akademischen Lehrbetrieb und verlässt die Universität ohne Promotion.
SS 1523 bis Ende Juni 1525	„Teutscher Schulmeister“ in Rothenburg o. T.: „Ich habe nun eine kleine Zeit auf den Beruf und Befehl Gottes die Kinder hier in Rothenburg teütsch gelehrt und in dem Wort Gottes unterwiesen“; Predigten gegen die Altgläubigen und Luthers Obrigkeitslehren.
24. März 1525	Wahl in den Gemeindeausschuss der Stadt Rothenburg, Vermittler zwischen den aufständischen Bauern und dem Rat.
28. Juni 1525	Nach der Einnahme Rothenburgs durch den Markgrafen Kasimir von Brandenburg entzieht sich Ickelsamer seiner Verhaftung als „Auführer“ durch die Flucht in den Südharz.
1525	erscheint Ickelsamers Schrift „Clag etlicher brieder“ in mindestens 3 Ausgaben [(Augsburg (Ulhardt), Mainz (Schöffner), Bamberg (Erlinger)), in der er seine welt-

anschauliche Position im Spannungsfeld zwischen Karlstadt und Luther klarlegt; Ende des Jahres auch das „Ernstlich vnd wunderliche gesprech zwayer Kinder miteinander, darin angezeigt wirt der groß ernst den Gott in der schrift, mit den Kindern zu haben befohlen hat.“ (Bamberg oder Wertheim (G. Erlinger).

1525-1530

Ickelsamer verdient seinen Unterhalt als Schulmeister in Erfurt, Arnstadt und Umgebung und verfasst seine bis ins 19. Jahrhundert beispiellose Didaktik des Erstleseunterrichts: „Die rechte weis auf kuortzist lesen zu lernen. Gedruckt zu Erfurd durch Johannem Loersfeld zum halben radt ynn der Meymer grassen“. Der Erfurter Theologe Justus Menius vermittelt zwischen Ickelsamer und Martin Luther.

1529

erscheint, ebenfalls in Erfurt, aber von Mathes Maler „zum Schwarzen Horn/vor der Kremer Brucken“ gedruckt: „Vom Wandel vnd Leben der Christen in gotlicher forchte und guten wercken ... Darinne ... ein frommer gotfurchtiger vater seine Kinder unterweiset“. In Anbetracht der „falschen Lehren“, die in den kirchlichen und städtischen Bildungsinstitutionen verbreitet werden, setzt Ickelsamer auf Selbsthilfe und will mit seinen Werken interaktionsfreies Lehren und Lernen ermöglichen.

27. März 1530

Kurfürst Johann von Sachsen warnt den Grafen Günter von Schwarzberg vor Wiedertäufern in Thüringen, namentlich vor dem „aufrurer und anleyter“ der „schwermer, Valtenn Ickelshaymer“, der „sonderlich zu Erfurd“ seine „falsche lere“ verbreite.

Juni 1530

Ickelsamer kann nach Straßburg fliehen, wo er im Hause des Humanisten Wolfgang Capito Asyl und Gelegenheit findet, sein Hauptwerk die „Teutsche

- Grammatica“ zu schreiben.
- 1531/1532 Dieses erste Werk, das mit dem Anspruch auftritt, eine Grammatik des Deutschen zu liefern, erscheint wohl zu Beginn des Jahres 1532, vermutlich bei Ph. Uhart, in Augsburg, wohin Ickelsamer spätestens 1533 umzieht.
- 1533-1546 zunächst Privatlehrer des Sohns des Augsburger Großkaufmanns Lucas Rem und später „freier“ Schulmeister. Im schon in Straßburg begonnenen Dialog mit Kaspar Schwenckfeld von Ossig entwickelt Ickelsamer seine kontemplative Erkenntnistheorie, die auf die „inneren Stimmen“, die (mystische) Liebe und das Leiden als Tor zur Erkenntnis Gottes und aller anderen Wahrheiten setzt.
- „Der Buchstabe und der Geist können sich wohl vertragen, sofern nur der Buchstabe als Diener und Knecht sich nicht das Regiment anmaßet, wie dies heut geschieht“, stimmen Ickelsamer und Schwenckfeld überein. Ickelsamers Arbeitsschwerpunkt ist in diesen Jahren die ständige Verbesserung seiner sprachdidaktischen Werke, zunächst (1534) in der Neufassung der „Rechten Weis“ und dann in der Überwachung von mindestens 3 überarbeiteten Auflagen der „Teutschen Grammatica“.
- 1538 So ist die 2. Auflage der „Grammatica“ durch zahlreiche Vergleiche der deutschen Sprache mit den drei klassischen („toten“) Sprachen ergänzt. Sein dort angekündigtes Vorhaben, ein „teütsches Dictionarium“, also ein Buch der „teutschen Wörter mit yrer bedeutung“ zusammenzustellen, konnte er offenbar nicht mehr verwirklichen.
- 1546/1547 Ende 1546 oder Anfang 1547 gestorben

Leistungen

Sprachwissenschaft

„Denn wer hat vor Valentin Ickelsamer je eine Teutsche Grammatica gelernet? Keiner.“ (Ortolph Fuchesperger, *Dialectica*, Zürich 1556)

Mit der „Rechten Weis“ beginnt die empirische Beschreibung der deutschen Sprache. Die „Teutsche Grammatica“ ist der erste Versuch einer zusammenfassenden systematischen Beschreibung der deutschen Sprachen in den Bereichen Phonologie und Phonetik, Graphemik, Morphologie und Orthographie, Syntax und Interpunktion, Semantik und Etymologie. Sie steht in einer Reihe mit Nebrijas „Grammatica de la lengua castellana“ (1492) und Fernão de Oliveiras „Grammatica da linguagem portuguesa“ (1536) in dem Bemühen eine „lebende Sprache“ zu beschreiben und normieren.

Heute in der strukturalistischen Sprachbeschreibung übliche Verfahren wie Kommutation, Weglaßproben und Permutation werden von Ickelsamer angewendet und als Methoden reflektiert.

Sprachdidaktik

Der Erstlese- und Schreibunterricht in den „lebenden“ Volkssprachen stellte grundsätzlich andere Anforderungen als die Vermittlung der lateinischen Sprache in den Schulen des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Ickelsamer entwickelte eine Methode, nach der die Schüler aus ihrer Muttersprache „Normallaute“ isolieren konnten (Lautiermethode). Die für den Lateinunterricht geeignete Buchstabiermethode, die von dem Schriftzeichen ausgeht, kritisierte er.

„Es scheint daher nicht zu hoch gegriffen, wenn Ickelsamers Abkehr von der zu seiner Zeit und noch lange danach praktizierten Buchstabiermethode einmal (von Schindler 1959) als „kopernikanische Tat“ bezeichnet worden ist.“ (Lesen – Ein Handbuch. Hg. v. A. C. Baumgärtner. Hamburg 1973, S. 360)

Die Lautiermethode wurde in der wissenschaftlichen Literatur erst wieder im 19. Jahrhundert durch Heinrich Stephanie propagiert.

Noch L. F. Göbelbecker (*Entwicklungsgeschichte des ersten Leseunterrichts von 1477 bis 1932*. Kempten 1933) wertet Ickelsamers Verfahren als „bisher

unübertroffene Methodik des Erstleseunterrichts“. Erst seit der pädagogischen Bewegung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts „vom Kinde aus“ ging, wird dann das Prinzip des „Selbst-Findens“ der Laute wieder aufgegriffen. Die Alphabetisierungskampagnen, die nach dem 2. Weltkrieg von internationaler Organisation in der 3. Welt in Sprachgemeinschaften mit gering kodifizierten Sprachen durchgeführt wurden, verwendeten Ickelsamers Sprachdidaktik praktisch durchgängig.

Ein ‚Professor‘ als Bußprediger und Reformier.

Johann Matthäus Meyfart im kurzen Aufstieg und Niedergang der evangelischen Reformuniversität Erfurt (1632-1635)

Hans Medick

„Ich dancke ... von Grund meines Hertzens Christo Jesu, daß er diese Uralte Universitet (die weyland zum Schönsten daher blühete, und in solchen Werth, Würden und Ansehen stunde, daß keiner unter den Gelehrten in grösseren Preiß, Ruhm und Ehren gezogen wurde, als der von der Erffurtischen Academien die adelichen Zeichen und Zierden erlanget hatten) gnädiglich aus dem Verderben errettet, unnd mit Adlers Federn auffs neue beschenket hat.

Vordessen hat das Academische Regiment in majestätischer Glorie ... geleuchtet und ist ... ein solches Liecht der Universitet gewesen, daß diejenigen, welche von den Dingen geschrieben, die Erffurtische Academi für das Paradeiß des Teutschlandes außgeruffen. Daß dergestalt nicht zu verwundern, wo die edelsten Gemüther gen Erffurt gezogen, als in den vorigen hundert Jahren sehr viel gethan.

Ich hoffe Christus hat den Anfang gemacht und wird ferner helffen. Er wird Israelitischer Universitet zu Erffurt seyn wie ein Thaw, daß sie sol blühen wie eine Rose, und ihre Wurtzeln sollen ausschlahen wie Libanon, und ihre Zweige sich außbreiten, daß sie sey so schön als ein Oelbaum und sol so guten Ruch geben wie Libanon und sollen wieder unter ihren Schatten sitzen, von Korn sollen sie sich nehren, und blühen wie ein Weinstock, ihr Gedächtniß soll seyn wie der Wein dem Libanon.

Ich hoffe festiglich, Christus Jesus wird helfen und kräftiglich verhüten, dass bey der friedsamem und trewen Mutter und Meisterin in Israel die Teuffelische Barbarey und Barbarische Teuffeley nimmer mehr einschleiche.“

Es war in den Jahren 1634 oder 1635, also mitten im Dreißigjährigen Krieg, dass Johann Matthäus Meyfart mit diesen Sätzen die Universität Erfurt als ehemaliges

akademisches „Paradies Deutschlands“ so über die Maßen lobte. Gleichzeitig spielte er aber auch auf ihr „Verderben“ in jüngerer Zeit an, um dann – zukunftsorientiert – im Bilde einer „israelitischen Universität“ im gleichsam Heiligen Land den neuen Anfang dieser Universität auszumalen und Christus hierbei um Hilfe zu bitten. Meyfart wusste, wovon er schrieb. Denn er war selbst an diesem neuen Anfang maßgeblich beteiligt und versuchte gerade zu dieser Zeit, den Rückfall seiner Universität in „Teuffelische Barbarey“ nach Kräften zu verhüten.

Johann Matthäus Meyfart (1590-1642) gehörte der Universität Erfurt im Jahr 1635 seit knapp zwei Jahren als Professor für praktische Theologie und Kirchengeschichte an. Meyfart konnte damals zwar noch kein „Leuchtturmprofessor“ sein, doch er war sicherlich eines der bedeutendsten akademischen „Lichter“ der Universität Erfurt in den finstersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Die Jahre seines Wirkens in Erfurt fielen in eine Zeit, in der nicht nur er, sondern auch viele seiner Zeitgenossen und -genossinnen überzeugt davon waren, dass das Weltende sich schnell näherte.

Johann Matthäus Meyfart war ein Thüringisches Landeskind. Er wurde als Sohn einer Mutter aus Jenaischem Ratsherrengeschlecht und eines lutherischen Pfarrers in Jena geboren, besuchte das Gymnasium in Gotha und studierte an den Universitäten Jena und Wittenberg Philosophie und Theologie. Seine erste Anstellung erhielt er 1616 als Professor am 1605 gegründeten und bald berühmten akademischen Gymnasium Casimirianum in Coburg. 1623 wurde er vom Herzog zu dessen Direktor ernannt. Schon in der Zeit seines ersten Amtes in Coburg trat Meyfart nicht nur als Lehrer und Prediger hervor, sondern auch als wortmächtiger Autor von Erbauungs- und Kontroversschriften, die er zunächst auf Latein und dann zunehmend auch auf Deutsch verfasste. Bereits in seiner ersten Veröffentlichung in deutscher Sprache, dem aus Predigten am Coburger Gymnasium hervorgegangenen Erbauungsbuch „Tuba poenitentia prophetica. Das ist das dritte Capitel des Bußpropheten Jona, in fünff unterschiedlichen Predigten jetziger gefaehrlichen Leufften Gelegenheit nach erkläret“ (1625) waren Inhalt, Ton und Zielsetzung seiner zahlreichen weiteren späteren Veröffentlichungen zu

erkennen. Mit der Geschichte des erfolgreichen Bußrufs des Propheten Jona in der heidnischen Stadt Ninive, die durch Jonas beschwörende Mahnung und die eigene Reue und Umkehr ihres Fürsten und ihrer Bewohner vor dem göttlichen Vernichtungszorn gerettet wird, bezieht sich Meyfart auf seine eigene Zeit. Er macht seinen Lesern und Hörern im Gewand eines alttestamentarischen Propheten und in eschatologischer Dringlichkeit die Notwendigkeit eigener Buße, Umkehr und Reform angesichts des möglichen Endes aller „menschlichen Societet“ deutlich:

„Die menschliche Societet besteht in dreyen Stücken: in wahrer Gottesfurcht gegen Gott den Herrn, in Gerechtigkeit gegen andere Menschen und dann in vernünftiger Disziplin und Messigkeit gegen uns selbst. Wo diese drey Stück in einem Volck überschritten werden, so muß Gott kommen und alles über ein Hauffen werffen. Wir haben die rechte Religion, wer achtet sie; wir hören täglich von der Gerechtigkeit, wer tut sie; wir reden und sagen von vernünftiger Disziplin und Messigkeit, wer helt sie? Und ist wohl zu mercken, daß diese drey Stück von einem jeden in acht genommen werden sollen. Da examinire nun ein jeder sein Leben, und sehe, ob er alles halte?“

Meyfart wurde im Jahre 1633 mit mehreren anderen Professoren zur Beteiligung an einem ehrgeizigen und zukunftsorientierten Reformprojekt nach Erfurt gerufen: der Neu- bzw. Umgründung der Universität als einer städtischen Institution unter schwedischem Protektorat. Hierdurch sollte vor allem ihre lutherische Ausrichtung erreicht und auf Dauer garantiert werden. Die entscheidenden Anstöße hierzu waren bereits kurz nach dem Einzug des schwedischen Königs Gustav Adolf in die Stadt am 2. Oktober 1631 und ihrer Lossagung von der bisherigen Oberherrschaft des katholischen Erzbischofs von Mainz erfolgt. Es kam zu einer Übereinkunft, welche nicht nur die institutionelle Neugründung der Universität ins Auge fasste, sondern diese auch mit Hilfe der Einkünfte aus den eingezogenen katholischen Kirchengütern ermöglichen sollte. Am 10. September 1632 erfolgte in einem feierlichen Akt die Wiedergründung der Universität. Bemerkenswert ist, dass dieses „Festum restauratae Academiae“, das unmittelbar im Anschluss an eine große Gedächtnisfeier zum Jahrestag des

Sieges Gustav Adolfs über das Heer der katholischen Liga in der Schlacht bei Breitenfeld (1631) veranstaltet wurde, ausgerechnet im katholischen Dom stattfand. Der Akt der Wiedergründung der Universität wurde somit als eine weitere spektakuläre symbolische Manifestation protestantischer Vorherrschaft vor den Augen und unter Teilnahme der protestantischen Öffentlichkeit der Stadt vollzogen. Der katholische Dom sollte mit diesem Akt einer symbolischen Besetzung auch in akademischer Hinsicht gewissermaßen zur protestantischen „Festen Burg“ erklärt werden.

Zur institutionellen Regelung der universitären Wiedergründung und den Neuberufungen der Professoren kam es erst im Gefolge dieses spektakulären Ereignisses im Verlauf der Jahre 1633 und 1634. Im Mittelpunkt der Neuberufungen standen die Professoren der theologischen Fakultät. Unter ihnen nahm Meyfart als „professor primarius“ und höchstbezahlter Professor der gesamten Universität eine Vorrangstellung ein. Auch die neuen Satzungen der Universität und vor allem diejenige der theologischen Fakultät zeigen seine bestimmende Rolle. Sie tragen inhaltlich weithin seine Handschrift, was auch in seinen Unterschriften bzw. Mitunterschriften unter den ausgefertigten Exemplaren zum Ausdruck kommt. Auch als Dekan der Theologischen Fakultät gleich nach seinem Amtsantritt und als gewählter Rektor des Jahres 1634/35 bestimmte Meyfart die Geschicke der Neugründung in diesen Jahren an entscheidender Stelle mit.

Besonders bemerkenswert erscheinen die inhaltlichen Übereinstimmungen zwischen den Satzungen der theologischen Fakultät und seiner 1636 in Erfurt verlegten und in Eisfeld gedruckten (doch nach seinem eigenen Zeugnis früher geschriebenen) Hauptschrift „Christliche ... Erinnerung von der auß den Evangelischen Hohen Schulen in Teutschlandt an manchem Ort entwichenen Ordnungen und erbaren Sitten ...“: Meyfarts scharfe Abrechnung mit dem „Pennialismus“: mit den studentischen Unterwerfungs-, Straf- und Initiationsritualen seiner Zeit, wie sie besonders an den protestantischen Universitäten üblich waren, und seine Kritik des Mangels an Lerndisziplin bei den Studenten, aber auch an Lehrdisziplin bei den Professoren fand ihre konstruktive Entsprechung in den Bestimmungen der Universitätsverfassung. In einem

zentralen Punkt zielten seine Schrift wie seine Tätigkeit als Universitätslehrer auf eine größere Praxisnähe des Studiums, insbesondere bei den angehenden Theologen:

„Weil an der Erfahrung viel gelegen, müssen junge Studenten bey den Universiteten in der Theologia practica wol abgemeistert, und wie sie die Trawrigen trösten, die Verzagten auffmuntern, die Verstockten gewinnen, die Ruchlosen strafen, die Verirreten bekehren, die Unwissenden lehren sollen, gründlich unterwiesen werden.

Weil nochmal an der Erfahrung viel gelegen, müssen die Studenten heiliger Schrift auff Universiteten, aus den Collegien zu den Krancken, Gefangenen, Angefochtenen, Besessenen von ihren Lehrern mitgeföhret, und wie die Sache anzugreifen, berichtet unnd in den Thaten geübet werden.“

Warum konnten solch hochfliegende Reformabsichten nicht auf Dauer gestellt werden? Eine Antwort auf diese Frage ergibt sich nicht aus den Absichten der Beteiligten, sondern in erster Linie aus den widrigen Zeitumständen des Dreißigjährigen Krieges, welche die Verwirklichung dieser Universitätsreform unmöglich machten. Neben der durch Krieg, Gewalt und Pest auch in Erfurt hervorgerufenen Überlebensnot der Zeit, unter der auch Meyfart und seine Familie sowie ein Großteil der Bevölkerung Erfurts schwer zu leiden hatten, sind hier die politisch-herrschaftlichen Rahmenbedingungen zu nennen. Die teilweise Rückführung der Universität Erfurt unter Mainzische Oberherrschaft durch die Bestimmungen des Prager Friedens von 1635 entzog dem protestantischen Teil ihres Lehrkörpers zunächst zwar nicht gänzlich die Wirkungsmöglichkeiten, sie nahm ihm aber die finanzielle Basis. Das Reformexperiment war also bereits zu Ende, bevor die endgültige „Rückführung“ der Universität in den Jahren nach 1648 sich im Zuge der Ausführung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens voll durchsetzte. Dies hatte Auswirkungen bis in die Zeit Wielands und darüber hinaus.

Meyfarts Wirken in Erfurt war mit dem Scheitern dieser „Universitätsreform“ allerdings keineswegs zu Ende. Auch unter widrigsten Umständen setzte er seine Arbeit als Prediger, Schriftsteller und geistlicher Lehrer fort. Als Pfarrer der

Predigerkirche und „Senior des Evangelischen Ministeriums“ nahm er weiterhin bis zu seinem Tod im Jahre 1642 eine herausragende Stellung in der Erfurter Stadtrepublik seiner Zeit ein. Er nutzte diese Stellung, um seine Vision einer bußfertigen Umkehr der Menschen kraft eigener Einsicht noch vor dem Ende der Welt in Wort und Schrift zur Geltung zu bringen. Max Webers moderne Trennung zwischen Religion und Wissenschaft hätte diesem Angehörigen der Welt des 17. Jahrhunderts als äußerst fremd erscheinen müssen. Nichts hätte Johann Matthäus Meyfart ferner gelegen, als zugunsten „religiöser Hingabe“ ein „Opfer des Intellekts“ zu bringen (eine Prämisse, von der Weber in seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ ausging). Gerade Meyfarts religiöser Standpunkt, der gleichermaßen von irenisch-protestantischer Eschatologie wie vom Späthumanismus geprägt war, befähigte diesen Zeitgenossen des Comenius und Raticchius zu außerordentlichen Aufklärungsleistungen, bevor es die „Aufklärung“ in ihrem säkularen Selbstverständnis überhaupt gab: Er war der erste Autor, der in deutscher Sprache und unter voller Nennung seines Namens mit einem eigenen Werk die Forderung erhob, dem Hexenwahn und der Hexenverfolgung seiner Zeit mit ihren grausamen Denunziations-, Folter- und Prozesspraktiken ein Ende zu setzen. Sein in Erfurt verlegtes und in Schleusingen publiziertes Werk „Christliche Erinnerung an gewaltige Regenten und gewissenhafte Predicanten, wie das abscheuliche Laster der Hexerey mit Ernst auszurotten, aber in Verfolgung desselbigen auff Cantzeln und in Gerichtsheusern sehr bescheidenlich zu handeln sey“ (1635) ist ein Meilenstein kritischer Aufklärung. Allein für diese mutige Tat gebührt Johann Matthäus Meyfart auf dem Campus der „Reformuniversität“ Erfurt ein Denkmal.

Hiob Ludolph (1649--1711): „... der Forderung des Tages gerecht werden – menschlich sowohl wie beruflich ...“ (Max Weber)

Hartmut Roloff

Hiob Ludolph wurde am 27. Februar 1649 in Erfurt geboren. Seine Eltern, Konrad Rudolf und Sibylla Dorothea, eine geborene Cranichfeld, gehörten zwei angesehenen Erfurter Familien an. Familie Ludolph stellte nahezu regelmäßig Ratsherren und war eng mit dem politischen Schicksal der Stadt, den protestantischen Gemeinden, dem Schulwesen allgemein und der Universität insbesondere eng verbunden.

Hiob wuchs als das älteste von acht Kindern auf. Nach dem frühen Tod seines Vaters unterstützte sein Onkel Hiob Ludolph (gest. 1704), der bekannte Äthiopienforscher, die Familie und förderte insbesondere Hiobs Ausbildung. Hiob Ludolph studierte in Erfurt und Jena Philosophie und Recht.

Zu einer guten Ausbildung gehörten in der Familie Ludolph stets auch Studienaufenthalte im Ausland. So berichtet Just Christoph Motschmann in seiner „Erfordia literata“ von 1729: „Um aber andere Leute und Länder kennen zu lernen, sich auch von seiner bißherigen starcken compagnie loß zu wickeln, nahm er, ... und zwar nicht eben mit gutem Willen derer Seinigen eine Reise nach Dänemarck vor, und hielt sich ein ganzes Jahr in Coppenhagen bey dem königl. Müntz=Meister Krügern auf, bey dem er verschiedene Curiosa in der Mathesi sahe, und hierdurch eine besondre Neigung dazu bekam, welcher er weiter nachhieng, ... so daß er seine Rechts=Gelehrtheit dabey fast gar liegen lassen.“

Hiob Ludolph begann anschließend in Erfurt ein „Oekonomie“-Studium und wurde 1683 zum Ordinarius und Mathematik-Professor an die Philosophische Fakultät der Universität berufen, obwohl er seinen Magistergrad erst ein Jahr und die Promotion sogar erst 10 Jahre später absolvierte. Ludolph kannte die zahlreichen Tricks der Rechenmeister und wandte sie in seiner „Tetragonometria“ an, einem umfangreichen Tabellenwerk zu traditionellen Rechnungen, das in mehreren Auflagen erschien.

Als Ende des 17. Jahrhunderts lebhaftere Diskussionen um die Einführung des neuen Kalenders in den deutschen Ländern geführt wurde, mischte sich Ludolph mit einem eigenen Vorschlag ein, der allerdings kein Gehör fand. Danach sollte statt des gregorianischen Kalenders zum Jahr 1700 im ganzen Reich vermittle einer „continuierlichen Cyclischen Civil-Rechnung“ mit einer 96jährigen Periode ein neuer Kalender eingeführt werden, der auch eine vereinfachte Berechnung des Osterfestes ermöglicht hätte.

In den 1690er Jahren entfaltete Hiob Ludolph vielfältige Aktivitäten zur Bekämpfung der Armut. Er wollte dies insbesondere mit einer Lotterie erreichen, bei der mit geringen Einsätzen jeweils eine Summe von 1.000 Reichstalern eingenommen werden sollte. Die Einnahmen sollten zu 90% ausgezahlt werden: 500 Taler in 80 ungleichen Losen und 400 Taler in 80 gleichen „Augmentationslosen“, d. h. als Kredite mit geringen Zinsen. Die verbleibenden 100 Taler sollten unmittelbar den bedürftigen „Hauß und Bettelarmen“ zukommen. Verwaltungskosten entstanden nicht, da die anfallende Arbeit ehrenamtlich zu leisten war. Wegen der später zu erwartenden Zinseinnahmen versprach sich Hiob Ludolph eine „continuierliche“ Lotterie mit immer kürzeren Verlosungsterminen. In Erfurt fanden acht solcher Verlosungen statt, aber der Funke sprang nicht auf das ganze Land über.

Hiob Ludolph befasste sich auch intensiv mit der aus der Antike bekannten „Quadratur des Kreises“, d. h. der Umwandlung eines gegebenen Kreises in ein flächengleiches Quadrat allein mit Zirkel und Lineal. Er währte sich mehrmals einer positiven Lösung sehr nahe. Die endgültige Lösung des Problems war aber eine negative und wurde erst 200 Jahre später von Carl von Lindemann gefunden, der zeigte, dass die Kreiszahl π eine „transzendente“ Zahl ist. Die Zahl π wurde lange Zeit auch „Ludolfsche Zahl“ genannt, aber nicht nach unserem Hiob Ludolph, sondern zu Ehren des ein Jahrhundert früher lebenden Ludolph van Ceulen.

Am 5. Februar 1711 verstarb Hiob Ludolph in Erfurt. Von seinen acht Kindern erreichten fünf das Erwachsenenalter. Zwei seiner Söhne setzten die wissenschaftliche Tradition in der Familie, als Arzt und als Jurist, fort.

**Der Funke springt über. Ein Mönch gibt Erfurt Reformimpulse.
Andreas Gordon (1712-1751)**

Klaus-Bernward Springer

„Nun liegen die Dinge aber so, daß unsere Universitäten ... untereinander in einer Frequenzkonkurrenz lächerlichster Art sich befinden.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Neidisch blickten die Universitäten Jena, Göttingen und Halle auf die Erfurter Hochschule. Sie zog aufgrund ihrer Reformen und ihrer Lehre Studierende von weither bis aus Polen an. Denn um die Studentenzahlen zu erhöhen, gestaltete der aus Schottland stammende, ab 1737 in Erfurt wirkende Benediktiner Andreas Gordon (1712-1751) seine Lehrveranstaltungen ungewöhnlich spannend: er zeigte Forschungen auf dem Gebiet der Elektrizität, die ihn in ganz Europa bekannt machten. Die Studenten wurden von Vorführungen angezogen, bei denen Feuer aus einem Eisblock kam oder helle Blitze aus den Fingern – zu einer Zeit, als in Erfurt Bürger bis 1737 mit der Verhaftung rechnen mussten, wenn sie ohne Handlaterne nachts auf die Straße gingen und wo erst ab 1739 Öllaternen als Straßenbeleuchtung angebracht wurden. Es waren also ziemlich dunkle Zeiten in Erfurt. Umso heller erstrahlten Gordons elektrische Showeinlagen, die er auch öffentlich und an Fürstenhöfen vorführte. Die Experimentalphysik des 18. Jahrhunderts war zunächst eine qualitative, auf den Effekt gerichtete Wissenschaft, quantitative Messungen fanden nur langsam Eingang.

„Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet also nicht eine zunehmende allgemeine Kenntnis der Lebensbedingungen, unter denen man steht. Sondern sie bedeutet etwas anderes: das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Gordon sah sich nicht als Entertainer, sondern als Aufklärer, der mit Hilfe der Physik Vorgänge, die vielen Zeitgenossen unerklärlich und geheimnisvoll waren,

erhellen wollte. Er wollte, dass der Funke des Verstehens übersprang. Zu diesem Zweck hielt Gordon auch öffentliche Experimentalvorträge an den Herzogshöfen von Weimar und Gotha sowie vor einem weiteren Publikum auch in Erfurt. Unter anderem verschaffte er seinen Probanden „Heiligenscheine“ bzw. „Moses Strahlen“. Indem der experimentierfreudige Benediktiner zwei Punkte auf einer Metallkappe elektrifizierte, sprühten Funken und Strahlungen gingen von der Metallkappe bzw. den zwei, nach einer biblischen Fehlübersetzung benannten „Hörnern“ des biblischen Patriarchen aus. Mit Hilfe einer von ihm konzipierten Elektrisiermaschine führte Gordon weitere publikumswirksame Experimente durch, etwa die Elektrisierung einer Menschenkette oder die Entzündung von Weingeist. Er folgte dem Beispiel Jean-Antoine Nollets (gest. 1770), der 1746 180 Gardesoldaten und etwa 200 Mönche eines Kartäuserklosters vor dem französischen König Ludwig XV. elektrisieren ließ. Sie hielten sich an den Händen und wurden mit einer „Leidener Flasche“ verbunden, wodurch sie einen elektrischen Schlag erhielten. Eine recht prickelnde Erfahrung: Zum Gaudium des Publikums hüpfen sie erschreckt, mit schmerzerfüllten Gesichtern und lautem Schrei in die Höhe. Die Zuschauer sahen die Elektrizität wohl eher als kuriose Unterhaltung oder sogar als Scherzartikel an; die Studierenden strömten wohl nicht nur aus wissenschaftlichem Eifer in Gordons Vorführungen; doch wählten etliche Gordon als ihren Doktorvater. Jedenfalls lagen die populären Vorführungen voll „im Strom der Zeit“.

Der Hintergrund für die Bemühungen Gordons war die angeschlagene Lage der Erfurter Universität. Es gab zu dieser Zeit kaum hundert Studenten mit sinkender Tendenz. Immer bedrängender wurde die Konkurrenz der nahen Universitäten Halle, Jena und der im Jahr von Gordons Berufung gegründeten Göttinger Hochschule. Die Benediktiner aus Schottland halfen: 1731 kam Erhard Grant auf einen Lehrstuhl, 1736 Prior Bonifaz Leslie und 1737 dann Andreas Gordon. Die 1694/95 erfolgte Übertragung von drei Philosophie-Lehrstühlen an die Schottenmönche erwies sich für den Wissenschaftsstandort Erfurt als Vorteil. Das am 15. Juni 1712 zu Cofforach im Nordosten Schottlands auf den Namen George getaufte adelige Mitglied des Gordon-Clans, einer Nebenlinie der Earls of Huntly,

war katholisch. Daher wurde er ebenso wie seine Brüder aus dem vom protestantischen Haus Hannover regierten Großbritannien mit zwölf Jahren ins Regensburger Schotten-Seminar gesandt; seine Heimat sah er nie wieder. Als Anhänger der konkurrierenden Königsfamilie Stuart lehnte Gordon Jahrzehnte später eine Berufung ins „hannoversche“ Göttingen ab und unterstützte 1745 den Aufstand von „Bonnie Prince Charlie“ Stuart publizistisch. Nach der fünfjährigen Gymnasialzeit und längeren Reisen in Europa trat Gordon 1732 ins Regensburger Schottenkloster ein, erhielt den Ordensnamen Andreas, wurde Priester, studierte mit Auszeichnung an der Juristischen Fakultät der Benediktiner-Universität Salzburg und wurde schließlich Philosophie-Professor in Erfurt.

„Was leistet denn nun eigentlich die Wissenschaft Positives für das praktische und persönliche „Leben“? ... Zunächst natürlich: Kenntnisse über die Technik ... Zweitens ...: Methoden des Denkens, das Handwerkszeug und die Schulung dazu. Aber damit ist die Leistung der Wissenschaft glücklicherweise auch noch nicht zu Ende, sondern wir sind in der Lage, Ihnen zu einem Dritten zu verhelfen: zur Klarheit.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Als Aufklärer setzte sich Gordon in Erfurt mit Engagement, Entschiedenheit und Klarheit für die Verbreitung von Wissen und Bildung ein. „Nichts steht einer Frau besser als Bildung“ konstatierte er – im Kontext der damaligen patriarchalischen Gesellschaft! – in seiner Widmung des „Versuchs einer Erklärung der Electricität“ an Fürstin Louise Dorothea von Sachsen-Gotha. Um erfolgreich im Sinne der (katholischen) Aufklärung wirken zu können, demonstrierte Gordon durch eigene Forschungen den Wert und Nutzen der experimentellen Methode. Dabei griff er mitunter zu drastischen Maßnahmen, die Gordons etwas stacheligen Humor zeigen und außerdem noch, wie der wissenschaftliche Funke ganz praktisch übersprang: „Ein unvermutheter Gast, bey dem die Weltweisheit in schlechtem Ansehen stunde, indem er von der neuern sehr wenig gehöret hatte, gabe mir die Ehre seines Besuchs ... und als er die electriche Maschine (!) wahrnahm, fragte er mit einer höhnischen Mine, wozu diese philosophische Narrenposen dienten? Ich gabe zur Antwort: sie schärfeten den Geruch, wie er gleich selbst versuchen

könnte. Weil er dieses nicht glaubete, drunge er darauf, ich sollte ihn dessen überzeugen. Ich ließ also alles zurecht machen: bestiege das Viereck, ergriffe die electricirte Röhre mit einer Hand, mit der andern hielte ich einen Spiritum in einem erwärmten Löffel, den ich für Lachen kaum halten konnte. Mein Gast hält die Nase hin, um den veränderten Geruch zu versuchen. So bald die Nase an den Löffel kam, fuhr ein Funcke heraus, so den Spiritum gleich entzündete. Der Spötter war sich selbst und mir zum Gelächter, er bewunderte diese seltsame Wirkung, und versprach die Weltweisheit in Zukunft höher zu schätzen.“

„... die Darlegung wissenschaftlicher Probleme so, daß ein ungeschulter, aber aufnahmefähiger Kopf sie versteht, und daß er – was für uns das allein Entscheidende ist – zum selbständigen Denken darüber gelangt, ist vielleicht die pädagogisch schwierigste Aufgabe von allen.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Ganz im Sinne der Aufklärung bemühte sich der aus Schottland stammende Ausländer in höherem Maß als viele deutsche Wissenschaftler um die sach- und fachgerechte „populäre“ Vermittlung in der Landessprache, wie aus der Vorrede seines „Versuchs einer Erklärung“ hervorgeht: „Bey dieser Gelegenheit [Vorführung elektrischer Geräte vor den fürstlichen Herrschaften in Gotha] haben des Hertzogs Hochfürstliche Durchlaucht meine lateinische Ausgabe der electricischen Versuche gnädigst anzunehmen geruhet: Höchst Deroselben Durchlauchtigste Frau Gemahlin aber gaben gnädigst zu erkennen, dass, wenn dieselben in Deutscher Sprache bekannt gemacht werden sollten, der Nutzen davon allgemeiner seyn würde. Diese gnädigst bezeugte Gesinnung gabe mir zu meinem jetzigen Vorhaben Anlaß ... Ich suche alle lateinische und fremde Wörter, so viel möglich, zu meiden: daher brauche ich das anjetzo gewöhnlich Wort Versuch für Experiment, versuchen für probiren, Erscheinung statt Phänomenon ...“

„Jeder von uns ... in der Wissenschaft weiß, daß das, was er gearbeitet hat, in 10, 20, 50 Jahren veraltet ist. Das ist das Schicksal, ja: das ist der Sinn der Arbeit der Wissenschaft ... jede wissenschaftliche „Erfüllung“ bedeutet neue

„Fragen“ und will „überboten“ werden und veralten.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

In dem von M. Weber genannten Sinne ist Gordons Wirken als Physiker zu würdigen. Seine an der Universität Erfurt im engen Kontakt mit Erfurter Maschinenbauern entwickelten elektrischen Konstruktionen verbesserten die alten Kugel- und Stabelektroskopmaschinen entscheidend und schufen die Voraussetzungen für Versuche in größerem Maßstab, wurden aber bereits zu seinen Lebzeiten durch die 1745 erfundene „Leidener Flasche“ teilweise überholt. Gordon gehörte aufgrund seiner Bekanntschaft mit dem führenden französischen Elektrizitätsforscher Nollet zu denen, die die Bedeutung der „Leidener Flasche“ nicht erkannten und eher bei traditionellen Fragestellungen blieben.

Befremdet uns heute die Aktivität eines Philosophie-Professors auf dem Gebiet der Physik, so war dies im 18. Jahrhundert keineswegs ungewöhnlich, wie aus der Chronik des Heiligenstädter Jesuitenkollegs zum Jahr 1749 hervorgeht: „Das philosophische Studium wurde sehr gefördert, als unser hochwürdiger Statthalter ..., Graf von Eltz, uns außer seiner Elektrisiermaschine, die er von Mainz schickte, aus eigener Tasche noch 100 Taler überwies zur Anschaffung noch anderer für den Experimental-Physikunterricht notwendigen Geräte ...“ Aufbauend auf dem mittelalterlichen Konzept der „sieben freien Künste“ war die Philosophie viel umfassender als heute konzipiert; zur Philosophia realis gehörten Metaphysik, Physik und Psychologie.

Auf dem Gebiet der (Natur-)Philosophie und der Logik fiel Gordon genauso auf wie bei seinen physikalischen Experimenten. Der in Regensburg in der scholastischen Philosophie ausgebildete Gordon wandte sich gegen die „unverdauliche, verstaubte und zutiefst schädliche scholastische Methode“ und ersetzte sie durch eine an dem Rationalismus des Hallenser Professors Christian Wolff (1679-1754) orientierte Philosophie und Naturlehre. Die neue Philosophie Gordons hatte im gelehrten Deutschland eine außerordentliche Wirkung. Der protestantische Erfurter Universitätsprofessor Johann Heinrich Sinnhold war begeistert: „... der erste unter den Katholischen in Deutschland, welcher der alten

scholastischen Methode den Krieg anzukündigen, sie abzuschaffen und dagegen die neue und nützliche Philosophie anzupreisen Freudigkeit und Mut gehabt hat“.

„Vorausgesetzt ist bei jeder wissenschaftlichen Arbeit immer die Geltung der Regeln der Logik und der Methodik: dieser allgemeinen Grundlagen unserer Orientierung in der Welt.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Die monströsen scholastischen Wälzer – etwa in der deswegen vernachlässigten Bibliotheca Amploniana – sollten durch eine Verbindung von Philosophie, Mathematik und Naturlehre ersetzt werden. Gordon definierte in seiner 1745 veröffentlichten dreibändigen, für den Optimismus und das Nützlichkeitsdenken der Aufklärung typischen „nützlichen und vergnüglichen Philosophie“ (Philosophia utilis et jucunda): „Philosophie wollen wir jetzt nur noch das nennen, was sich vernünftig beweisen lässt oder was vor allem auf nützliche Neugierde zielt. Deshalb definiert man die Philosophie als die sichere und evidente Erkenntnis der Naturdinge.“

„Wenn jemand ein brauchbarer Lehrer ist, dann ist es seine erste Aufgabe, seine Schüler unbequeme Tatsachen anerkennen zu lehren ...“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Gordons neue Philosophie löste gerade bei den bisher Theologie und andernorts auch Philosophie dozierenden Jesuiten Aufregung und Widerspruch aus. Ab 1747 lieferte sich Gordon heftige und grundsätzliche Fehden mit dem Jesuitenorden. Allerdings hatten sich Schotten-Benediktiner und Jesuiten in Erfurt seit Übertragung der drei philosophischen Lehrstühle an die Schotten und nicht an die Gesellschaft Jesu häufig befehdet. Schon Augustinus Gordon (gest. 1702) hatte seinen Philosophie-Studenten verboten, die moraltheologischen Vorlesungen der Jesuiten zu besuchen. Gegen die von jesuitischer Seite ausgehenden Verdächtigungen der Häresie und Freimaurerei wehrte sich Andreas Gordon erfolgreich. Die philosophische Fakultät in Erfurt gewann er mit dem Hinweis auf die verheerenden Folgen der jesuitischen Kampagne auf die geringen Studentenzahlen. Die Professoren beider Konfessionen stellten sich in Erfurt öffentlich hinter Gordon und verurteilten sowohl Ziel wie Methode der Jesuiten.

1750 wurden beiden Seiten vom Kurfürsten Johann Friedrich Karl von Ostein Schweigen auferlegt; da der Schotte gleichzeitig weiterhin seine Philosophie fortsetzen sollte, kam dies einem Sieg gleich. Zwar schwiegen weder Gordon noch seine Gegner in der Zukunft, allerdings kamen schon 1750 drei Jesuiten nach Würzburg, um dort Gordons „mathematische Methode“ zu studieren. Mit dem überaus großen Echo auf seine Philosophie galt Gordon als Beginn der katholischen Aufklärung. Als Folge dieses Streites wandte sich Gordon gänzlich von wissenschaftlicher Beschäftigung mit Theologie und Metaphysik ab und wandte sich ausschließlich den auf „Vernunft und Erfahrung“ gründenden empirischen Wissenschaften zu. 1751 erschien der erste Band seiner „Physicae experimentalis Elementa“, die in der gelehrten Welt vor allem des protestantischen Deutschlands überaus positiv rezipiert wurde. Doch war zu diesem Zeitpunkt Gordons schwächliche Konstitution schon zerrüttet, er starb am 22. August 1751, im Alter von 39 Jahren, an Lungentuberkulose.

„Die Fähigkeit zu dieser Virtuosenleistung des ‚Opfers des Intellekts‘ ist das entscheidende Merkmal des positiv religiösen Menschen.“ (Max Weber, „Wissenschaft als Beruf“)

Gordon war ein theologisch, juristisch, philosophisch und naturwissenschaftlich gebildeter katholischer Priester, der als Beispiel dafür dienen kann, dass Theologen nicht unbedingt das von Max Weber eingeforderte „Opfer des Intellekts“ bringen müssen. Als andere Form von „Gottesdienst“ und Seelsorge hatte der aufgeklärte Benediktiner seine physikalischen Kenntnisse in den Dienst des Gesundheitswesens gestellt und rheumakranke Bürger im Schottenkloster durch „Elektroschocks“ behandelt. Gordon war der bedeutendste Gelehrte, den das Schottenkloster in Erfurt stellte. Er wurde Ehrenmitglied der 1745 gegründeten Akademie zu Perugia und 1749 korrespondierendes Mitglied der Pariser Académie des Sciences. Ab 1766 war Gordons „vergnüglihe und nützliche Philosophie“ vom Jahr 1745 verbindliches Lehrbuch in allen Studienrichtungen der bayerischen Benediktiner. Alles in allem: ein außerordentlicher Mann auf der dritten, außerordentlichen Philosophie-Professur.

So erinnert die Erfurter Andreas-Gordon-Schule mit Recht an den zumeist vergessenen Schotten-Mönch.

Christian Gotthilf Salzmann (1744 – 1811): auf der Suche nach neuen Erziehungsidealen und einer neuen Schule

Ulrich Seidelmann

Christian Gotthilf Salzmann hat die Pädagogik der Aufklärung, den Philanthropismus, im Thüringer Raum entscheidend und beeindruckend mitgeprägt. Sein Leben zeichnet einen weiten Spannungsbogen, der ein Nachdenken über einen neuen Menschen, über Erziehungs- und Schulreform thematisiert, zu einer Zeit als sich die Pädagogik noch lange keine eigenständige Wissenschaft nennen durfte und ein Nachsinnen über ihre Auffassungen und Umsetzungsversuche vor allem Theologen und Philosophen überlassen blieb. Geht der aufmerksame Betrachter vom Erfurter Domplatz kommend in Richtung Norden und verweilt in der Andreasstraße am Haus Nr. 16, liest er auf einer dort angebrachten Tafel:

Hier wohnte

Christian Gotthilf Salzmann (1744 – 1811)
evangelischer Geistlicher und Pädagoge

Erscheinungsbilder menschlichen Elends hatte der in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Sömmerda geborene Christian Gotthilf Salzmann vielfältig und oft während seines Lebens wahrgenommen, so als Vikar in Rohrborn oder als Gemeindepfarrer von eben dieser evangelischen St.-Andreas-Gemeinde in Erfurt, die er von 1772 fast ein Jahrzehnt lang betreute. Die unmittelbaren Kontakte durch seine gemeindepädagogische Berufung mit vielen Bevölkerungskreisen, so auch mit Armen, Arbeitenden und Entrechteten prägten ihn bereits als Mittzwanzigjährigen. Weil er im echten lutherischen Sinn „den Menschen aufs Maul schaute“, bemerkte er authentisch vor Ort die wirtschaftliche und soziale Misere der unteren Schichten, die in ihm soziales Engagement wachsen ließ. In seinem Erfurter Wirkungskreis verfolgte er die Menschen in ihrer

gesellschaftlichen Gefangenheit. Belegt ist, dass er sich als Pfarrer in Erfurt Zugang in die direkte Lebenswelt seiner Erfurter Gemeindemitglieder verschaffte, in Wohnungen des Jammers, in Hütten von Notleidenden, in Krankenzimmer, Gefängnisse, Waisen- und Siechenhäuser. Hungersnot, Epidemien, wirtschaftlicher und sittlicher Verfall seiner Umwelt waren ihm dadurch nicht fremd und prägten sein Denken und Handeln sozialerzieherisch. Seine Überlegungen konzentrierten sich somit folgerichtig darauf, diesem allgemeinen sozialen Unheil der Menschen zu begegnen, indem er sie aktivieren wollte, sich selbst aus diesem Sumpf zu ziehen. Und dies sollte durch eine reformierte Erziehung der Menschen und vor allem der Kinder bewirkt werden, weil Aufklärung und Erziehung in dieser Zeit zu einem Instrument der Selbstbefreiung werden.

Als Salzmann 1780 mit seiner Familie einem Ruf des Begründers der ersten philanthropistischen Musterschule, Johann Bernhard Basedows, nach Dessau folgte, glaubte er als Liturg und Religionslehrer an einer neuen Schule mit neuem pädagogischen Programm zu wirken, an einer „Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer“, die er „außer seinem Gehirne nirgends in der Welt zu finden glaubte“. All seine Vorstellungen von einer erneuerten Erziehung zum Wohle eines neuen Menschen in einem erneuerten Schulwesen erfüllten sich bekanntlich an der Dessauer Musterschule nicht, so dass er bereits 1783 nach einem Platz suchte, eigene pädagogische Ideen umzusetzen. Er fand ihn, vermittelt durch seinen langjährigen Freund und Weggefährten, Rudolf Zacharias Becker, am Gothaer Herzoghof in einem der Aufklärung, der Wissenschaft und Geistesentwicklung sowie der Erziehung aus Tradition wohl verhaltendem Thüringer Kleinstaat, im Gut Schnepfenthal. Hier entwickelte er sein pädagogisches Meisterwerk, denn er wollte über bloße neue Erziehungsregeln hinausgehen und eine kleine Gesellschaft in Form einer neuen Schule stiften, deren „Hauptgeschäft die Erziehung ist, und deren Glieder, vermöge ihrer Konstitution, gehalten sind, in ihrem Betragen das zu sein, wozu sie ihre Zöglinge bilden will“. Salzmann wollte seine pädagogische Experimentierstätte in Thüringen nicht etwa – wie damals zeitgemäß – als Latein-, Handels- oder Französischschule aufbauen, sondern er wollte ihr ein anderes

Gesicht, das einer Erziehungsanstalt, geben. Damit löste er sich aus der Enge der damaligen Bildungsanstalten heraus, wobei er keineswegs auf ein hohes wissenschaftliches Niveau der Kenntnisvermittlung und Kenntnisaneignung verzichtete. Es ist Ausdruck der Suche und der Kreativität des eigentlichen Geistlichen, den vorherrschenden Erziehungsbegriff geweitet und das Insgesamt des ihm überantworteten jungen Menschen gesehen zu haben. Sein utilitaristisches Konzept des Schullernens suchte in Schnepfenthal Begabungsreserven zu erschließen und förderte Schülererfahrungen in und durch die eigene Lebenswelt sowie eine Mitwirkung der Zöglinge innerhalb und außerhalb der Erziehungsgemeinschaft. Die Ausbildung von Sach-, Sozial- und Handlungskompetenz vermittelte schon vor mehr als 200 Jahren in Schnepfenthal in Ansätzen das Bild einer multifunktionalen, soziokulturellen Gemeinschaft. Unter dem neuen Leitbild des merkantilen Menschen wurden hier in Schnepfenthal alle Zöglinge über die Selbsttätigkeit zu einer mündigen Lebensführung angeregt, weil sie die innere und äußere Natur in Form der wirtschaftlichen Verhältnisse, der Kommunikation mit Mitmenschen wie auch der sittlichen Qualitäten des eigenen Handelns einschätzen lernten. In einer unübersichtlich werdenden Welt prägte sich dieses Schnepfenthal unter dem Direktor Salzmann zu einem Pädagogium, zu einer Leit- und Vorbildgemeinschaft für die nachschulische Lebenspraxis, Verantwortung zu übernehmen und zu gestalten. Durch die Ganztägigkeit des Bildungs- und Erziehungsprozesses, durch die gestaltete Freizeit mit alternativen Angeboten, durch permanente pädagogische Kontrolle bis fast zur Überwachung, durch Vergabe von Ämtern oder die Aufnahme von Kindern aus unteren sozialen Schichten auf so genannte Freistellen bzw. von Kindern aus dem Ausland wurde in der Thüringer Privatschule der Philanthropisten, der jener Christian Gotthilf Salzmann seit ihrer Gründung 1784 bis zu seinem Tode vorstand, Soziales und Erzieherisches verknüpft und sozialerzieherische Arbeit in Frühformen entwickelt und somit ein alternatives pädagogisches Gesamt- und Reformkonzept zur damaligen Paukschule und Drillpädagogik geformt.

Salzmann und Schnepfenthal zeigten in der Spätaufklärung, wie junge Menschen durch Regeln des Zusammenlebens zu urteils- und handlungsbewussten

Menschen erzogen werden und wie durch Anleitung zu Selbst-Denken und Gemeinnützigkeit, durch lebensnahe und realistische Bildung die Kräfte des Menschen entwickelt werden können. Durch das Zweifeln und Hinterfragen des Bestehenden, durch das Suchen neuer Ansätze entwickelte Salzmann in seiner Berufung als Leiter einer Schule neuen Typs pädagogische Leitgedanken auf einer empirischen Basis, die die Kunst des Erzieherberufes profilierten und zugleich durch das Datenmaterial und die Erfahrungen Grundlagen für eine nachfolgende theoretische Analyse und Verallgemeinerung legten.

Christoph Martin Wieland (1733-1813)

Reinhard Bolz

Man kann sich einer Koryphäe wie Christoph Martin Wieland aus einer Vielzahl von Perspektiven nähern, unabhängig vom Ziel des beabsichtigten Erkenntnisgewinns: aus der des klassischen Literaten, des Aufklärers, Reformers oder Pädagogen. Auf dem Höhepunkt seines Schaffens - setzen wir hier aus lokalpatriotischem Verständnis Erfurt und Weimar ein - kann man ohne Mühe die (nicht vollständig) genannten Bereiche sehr wohl miteinander verwoben in seinen Werken und in seinem Tätigsein wahrnehmen.

Wieland, am 5. September 1733 in Oberholzheim bei Biberach in Württemberg in einem pietistischen Elternhaus geboren und in diesem Sinne auch erzogen, war zeitlebens ein äußerst fleißiger Arbeiter. Das belegen nicht nur die Jahre in Biberach, dort war er als Senator und Kanzleidirektor tätig, als seine „Geschichte des Agathon“ sowie „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei“ entstanden, sondern auch die drei Jahre seiner Professorentätigkeit an der Universität Erfurt, wo sein vierbändiger Roman „Der goldene Spiegel oder Die Könige von Scheschian“ für nachhaltige Aufmerksamkeit sorgte. In diesem letztgenannten die Aufklärung reflektierenden Werk, im fernen Indien angesiedelt, wird in einem ersten Teil der Zusammenbruch eines aus dreihundert Einzelstaaten bestehenden Reiches und im Teil zwei dessen Rettung durch einen idealen Herrscher dargestellt. Dessen Handeln gestaltet sich als Ergebnis eines von Wieland konzipierten bürgerlichen Erziehungsideals. Die vom Dichter klug umgesetzte, damals gern gehörte Auffassung vom „aufgeklärten Fürsten“ darf als Anlass für das Bemühen der Herzogin Anna Amalia von Weimar gewertet werden, diese in Deutschland bereits hoch geachtete Persönlichkeit für Weimar zu gewinnen und ihr die Erziehung ihrer beiden Söhne, Erbprinz Karl August und Prinz Constantin zu übertragen.

So verließ Wieland Erfurt mit Genehmigung des Kurfürsten - die Reformvorhaben an der Universität waren kaum vorangekommen - und trat im

September 1772 sein Amt als Fürstenerzieher am Weimarer Hof an. Dieser Aufgabe widmete sich der Hofrat mit großer Gewissenhaftigkeit. Er verschaffte sich Ansehen und Anerkennung ebenso mit am Hofe gewünschter dichterischer Arbeit, die auch Singspiele oder Operntexte für Aufführungen auf der herzoglichen Bühne entstehen ließ. So schrieb Wieland unter anderem das Singspiel „Alceste“ mit Erfolg zwar, aber auch unter kritischer Begleitung eines ebenfalls nach Weimar übergesiedelten sechzehn Jahre jüngeren Dichterkollegen mit Namen Johann Wolfgang Goethe. Weimar wurde, nachdem auch Herder und Schiller dort wirkten, zu einer Stätte gegenseitiger Anregung und Diskussion, zu dem Ort der Klassik. Der Anteil Wielands daran ist nicht hoch genug zu würdigen: Die von ihm 1773 begründete und mehrere Jahrzehnte herausgegebene Zeitschrift „Der Deutsche Merkur“, sein Märchenepos „Oberon“, sein aus fünf Büchern bestehender Roman „Die Abderiten“, die Übersetzung sämtlicher Briefe Ciceros in den Jahren 1806/13, schließlich die 42 Bände umfassende Gesamtausgabe sind Beleg für die Schaffensintensität in vier Jahrzehnten Weimar. Die durchgängig anzutreffende Fähigkeit, Vorgänge des realen Lebens mit solchen der Fabel zu verbinden, sein feiner stets treffender Humor - nicht zuletzt durch die Übersetzungen der Werke Shakespeares erworben -, kennzeichnen Wieland als den aufklärerisch wirkenden Erzieher vor allem des 18. Jahrhunderts.

Sein Tod im Jahre 1813, nachdem er bereits 1801 seine Frau und 1803 Herder - nach eigener Bekundung der einzige und beste Freund in Weimar - verloren hatte, hinterließ nicht nur in Weimar eine große Lücke. Die Verdienste Wielands um die deutsche Literaturentwicklung sind wohl erst in der Zeit danach entsprechend gewürdigt worden. Eines seiner letzten Worte bleibt uns auch heute zu steter Überlegung: Wahre Aufklärung zu moralischer Besserung ist das einzige, „worauf sich die Hoffnung besserer Zeiten, das ist besserer Menschen, gründet“.

Biographische Daten

- 1733 wird Christoph Martin Wieland am 5. September in Oberholzheim bei Biberach (Württemberg) als Sohn eines Pfarrers geboren.
- 1745 liest der junge Wieland Horaz, verfasst erste Verse in Latein.
- 1747 Beginn einer zweijährigen Ausbildung in der Internatsschule des Klosters Berge bei Magdeburg.
- 1749 Christopherus Martinus Wieland Biberaco-Suevus wird an der Universität Erfurt immatrikuliert.
- 1750 setzt Wieland seine Studien vor allem Rechtswissenschaft in Tübingen fort.
- 1752 Beginn eines zweijährigen Aufenthalts im Hause Johann Jakob Bodmers in Zürich.
- 1754-1760 Wieland in Hofmeisterstellen tätig in Zürich und Bern. 1760/69 Senator und Kanzleidirektor in Biberach.
- 1762-1766 Wieland übersetzt 22 Dramen von Shakespeare.
- 1765 Heirat mit der Augsburger Patriziertochter Dorothea von Hillenbrandt, aus der Ehe gehen 14 Kinder hervor.
- 1766/67 es erscheint die „Geschichte des Agathon“ (2 Bände).
- 1769 Wieland folgt einer Berufung als Philosophieprofessor an die Universität Erfurt.
- 1772 erscheint sein Roman „Der goldene Spiegel oder Die Könige von Scheschian“ (4 Bände).
- 1772 im September übersiedelt Wieland nach Weimar an den Hof der Herzogin Anna Amalia als Prinzenzieher.
- 1773 Beginn der Herausgabe der Zeitschrift „Der Deutsche Merkur“ (bis 1810); erscheint das Singspiel „Alceste“
- 1774/81 Wieland bringt den Roman „Die Abderiten“ zuletzt in einer erweiterten Fassung heraus.
- 1780 erscheint im „Deutschen Merkur“ sein Epos „Oberon“ (insgesamt 913 Strophen).
- 1794/02 Gesamtausgabe Wielandscher Werke (42 Bände).

- 1797 Wieland erwirbt das Landgut Ossmannstedt nahe Weimar.
- 1801 Tod der Ehefrau Dorothea.
- 1803 Verkauf des Landgutes, zurück nach Weimar.
- 1808-1813 Wieland übersetzt „Ciceros Sämtliche Briefe“.
- 1813 stirbt Wieland am 20. Januar in Weimar und wird in Ossmannstedt beigesetzt.

Placidus Muth (1753 – 1821)

„Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Immanuel Kant, 1784)

Dieter Stievermann

Placidus Muth hat am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in hervorragender Weise in Erfurt gewirkt: für Universität und Wissenschaft, Kirche und Schule – in verantwortlichen Positionen, dazu als Redner und Autor.

Als Zeitgenosse des berühmtesten Erfurter Statthalters Karl von Dalberg ist auch er in seinem Denken und Handeln ganz wesentlich von der späten Aufklärung geprägt, die in dem Königsberger Philosophen Immanuel Kant ihren Höhepunkt erreichte.

Muth wurde 1753 in Poppenhausen bei Schweinfurt in einem katholischen Elternhaus geboren und auf den Namen Johann Kaspar getauft. Er kam aber schon als Kind nach Erfurt, wo sein Vater eine Stelle als Ratsmaurer und Baumeister erhalten hatte. Der junge Muth besuchte das Erfurter katholische Gymnasium, setzte dann seine Ausbildung in Volkach und Würzburg fort, um sich schließlich 1771 an der Erfurter Universität immatrikulieren zu lassen.

Die entscheidende Weichenstellung seines Lebens brachte das Jahr 1777: Muth trat in das altehrwürdige Benediktinerkloster St. Peter und Paul auf dem Erfurter Petersberg ein; dort erhielt er den Ordensnamen Placidus, unter dem er bekannt werden sollte.

Auch als Mönch setzte Muth seine Studien fort. 1788 erwarb er den selten verliehenen Doktorgrad der (katholischen) Theologischen Fakultät. Seine Doktorarbeit behandelte historisch-kritisch das Problem der angeblichen Bigamie eines Grafen von Gleichen: Dessen Grabmal, das ihn gleichzeitig mit zwei Frauen zeigt, befand sich damals in der Peterskirche (heute im Dom), und es hatte schon seit langem zu Sagen und Spekulationen Anlaß gegeben. Eine weitere besondere Auszeichnung erfuhr der gelehrte Mönch ebenfalls 1788: Die Erfurter Akademie nützlicher (gemeinnütziger) Wissenschaften wählte ihn zu ihrem Mitglied.

Als Doktor der Theologie wirkte Placidus Muth auch als Professor an der Theologischen Fakultät der Universität. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war es üblich geworden, dass der Abt des Petersklosters und zwei seiner promovierten Mönche in der Theologischen Fakultät tätig waren und so einen wesentlichen Teil der dortigen Lehre erbrachten.

Eine besondere Herausforderung für die Klosterleute war die in dieser Zeit in der öffentlichen Meinung immer stärker und schärfer vorgetragene Kritik an kirchlich-katholischen Strukturen, besonders auch am Mönchswesen. Durch Modernisierung und Reformen suchten hier die führenden Köpfe den Gefahren zu wehren, indem sie sich der herrschenden Aufklärung öffneten. Placidus Muth äußerte sich dabei nicht nur zu Fragen der Klosterreform, sondern auch der theologischen Wissenschaft. 1791 legte er eine programmatische Schrift vor: „Über die wechselseitigen Verhältnisse der Philosophie und Theologie, nach Kantischen Grundsätzen“. Es handelt sich dabei um ein flammendes Plädoyer dafür, die aktuelle Philosophie Kants für die Theologie nutzbar zu machen und das „scholastische Puppenwerk“ über Bord zu werfen. Muth zeigte sich hier auf der Höhe der Zeit, und er gehörte jetzt zu den angesehensten und reformbereiten Erfurter Hochschullehrern, war ein Hoffnungsträger für Kloster und Universität. So fiel ihm anlässlich des 400jährigen Universitätsjubiläums 1792 die ehrenvolle Aufgabe zu, die Festpredigt in der Stiftskirche St. Marien (Dom) zu halten; diese wurde ebenfalls gedruckt.

Sein hohes wissenschaftliches und persönliches Ansehen führte ferner dazu, dass er 1794 zum Abt seines Klosters gewählt wurde. 1797 ernannte ihn der damalige Landesherr, der Kurfürst-Erbischof von Mainz, zum Geistlichen Rat, seit 1796 leitete er auch das Katholische Gymnasium der Stadt.

Neben diesen neuen Funktionen blieb Muth aber auch weiterhin als Hochschullehrer tätig. 1794 war er dazu erstmals Dekan der Theologischen Fakultät, erneut 1798, 1804, 1809, 1812, 1814, 1816. Noch häufiger wurde er aber ins höchste Universitätsamt des Rektors gewählt, und zwar für vierzehn Amtsperioden: 1796-1800 und 1803-1813.

Es gehört zur Tragik des Lebens von Placidus Muth, dass beide Institutionen, denen er sich so verbunden fühlte, dem Untergang geweiht waren – jeweils im

Kontext von Umwälzungen auf höchster politischer Ebene, die von Erfurt aus nicht zu beeinflussen waren. 1802/03 erfuhr das Heilige Römische Reich durch die Säkularisationen eine radikale Umgestaltung. Die bisherigen Gebiete der geistlichen Staaten wurden den weltlichen Fürsten zugeteilt: So kam Erfurt von der kurfürstlich-mainzischen unter die königlich-preußische Herrschaft. Dazu wurden allenthalben die Klöster aufgehoben („Säkularisation“): Dieses Schicksal ereilte das Peterskloster 1803. Placidus Muth war nun nicht mehr Abt, aber weiterhin Hochschullehrer. In apologetischer Weise hat er in zwei kleinen Büchern 1798 und 1804 (diese gehen auf Vorträge in der Akademie zurück) die praktischen und die wissenschaftlichen Verdienste seines Klosters in einer jahrhundertelangen Geschichte herausgestellt, um dem allgemeinen Vorwurf der Nutzlosigkeit des Mönchswesens zu begegnen. 1816 hob Preußen dann auch die 1392 gegründete Universität Erfurt auf, für die Placidus Muth seit 1807 noch zusätzlich das Amt des Prokanzlers ausgeübt hatte.

Nach dem Verlust der Klosterfunktionen 1803 und der Universitätsfunktionen 1816 wirkte Muth weiter als preußischer Regierungs- und Schulrat, verantwortlich für das katholische Kirchen- und Schulwesen. Er war nämlich nicht nur Theologe und Wissenschaftler, sondern auch Volksaufklärer und Pädagoge. 1800 hatte er in diesem Sinne das „Not- und Hilfsbüchlein“ von Rudolf Zacharias Becker (Becker war gebürtiger Erfurter, sein 1788/98 erschienenes Werk ist ein im Geist der Aufklärung bzw. des Philantropismus verfasster Ratgeber für viele Lebensfragen) in einer Bearbeitung für Katholiken herausgegeben, dazu auch ein ergänzendes „Fragebuch“ für die Hand des Lehrers.

In besonderer Weise fühlte sich Placidus Muth im Sinne der Aufklärung auch dem Prinzip der Toleranz zwischen den Konfessionen verpflichtet, das war im konfessionell gespaltenen Erfurt lange keine Selbstverständlichkeit gewesen. 1811 wurde bei Altenbergen zur Erinnerung an das Wirken des „Apostels der Deutschen“, des Hl. Bonifatius, der hier eine Taufkirche gehabt haben soll, ein monumentaler noch heute vorhandener Kandelaber (Leuchter) aus Stein errichtet. Bei der Einweihung, die unter Teilnahme der drei großen christlichen Konfessionen stattfand, hielt Muth eine wegweisende Rede, geprägt vom Geist der Aufklärung und Toleranz, ja schon der Ökumene.

Placidus Muth starb 1821 nach einem äußerst wechselvollen, von vielen Pflichten und verschiedensten Aufgaben erfüllten Leben, das von den großen Umbrüchen der Epochenwende zur Moderne geprägt war. Seinem Leichenzug folgten nicht nur die Offiziere und Beamten der Stadt sowie die Geistlichen beider Konfessionen, sondern auch „unzählige Bürger aus allen Ständen“ der Stadt Erfurt, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt.

Dieses Jahr 2004 ist ein Gedenkjahr für Bonifatius (gest. 754) und Kant (gest. 1804). Von Placidus Muth und seinem vielfältigen Wirken her gibt es zu diesen beiden großen Persönlichkeiten der deutschen Geistesgeschichte Verbindungslinien.

Max Weber (1864-1920). Eine Kurzbiographie

Wolfgang Schluchter

Zur Person

Max Weber wurde am 21. April 1864 in Erfurt geboren. Nach dem Studium der Jurisprudenz, Philosophie, Nationalökonomie und Geschichtswissenschaft an den Universitäten Heidelberg, Straßburg, Berlin und Göttingen absolvierte er das Erste Juristische Staatsexamen. Während der Referendariatszeit wurde er in Berlin zum Dr. jur. promoviert. Es folgten die Habilitation für die Fächer Römisches (Staats- und Privat-)Recht und Handelsrecht, dann die Bestellung zum nichtetatmäßigen Außerordentlichen Professor für Handelsrecht und Deutsches Recht an der Juristischen Fakultät der Berliner Universität. 1894 folgte Weber der Berufung auf ein Ordinariat für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Freiburg, 1897 auf ein Ordinariat für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft an der Universität Heidelberg, hier als Nachfolger von Karl Knies. 1903 legte er, nach einer schweren Krankheit, sein Lehramt nieder. Von da an war er nur noch Honorarprofessor an der Universität Heidelberg, ohne zu lehren und ohne Sitz und Stimme in der Fakultät. Er lebte als Privatgelehrter in Heidelberg, wo er einen Kreis junger, aufstrebender Wissenschaftler um sich versammelte, bis er, nach einem Gastsemester an der Universität Wien, 1919 die Nachfolge von Lujo Brentano an der Universität München antrat. Er starb am 14. Juni 1920 in München.

Zum Werk

Max Weber, erst Rechtswissenschaftler, dann Nationalökonom, schließlich Soziologe, gehört zu den weltweit anerkannten deutschen Wissenschaftlern des 20. Jahrhunderts. Wichtige Teile seines Werkes sind inzwischen in viele Sprachen

übersetzt. Er gab der im 19. Jahrhundert entstandenen Soziologie eine neue Richtung, indem er Verstehen und Erklären sowie vergleichende und entwicklungsgeschichtliche Betrachtung bei der Untersuchung der großen Kulturkreise der Menschheit miteinander verband.

Max Webers Interesse galt dabei vornehmlich der Eigenart und Entwicklung des mittelmeerisch-westlichen Kulturkreises, dem er kulturelle und institutionelle Erfindungen von universeller Bedeutung zuschrieb: so etwa die Schaffung des bürokratischen Verfassungsstaates, der experimentellen Naturwissenschaft, der akkordharmonischen Musik, der perspektivischen Malerei, vor allem aber des marktwirtschaftlichen Kapitalismus und – in Verbindung damit – der innerweltlichen Berufsaskese, des modernen Berufsmenschen. In all diesen Sondererscheinungen sah er eine besondere Art von Rationalismus verkörpert. Man kann ihn in seinen Worten einen Rationalismus der Weltbeherrschung nennen. Diesem spürte er bis in seine religiösen Wurzeln nach. Damit suchte er zugleich zu zeigen, dass Religion und Rationalismus nicht immer Gegensätze sein müssen, sondern dass Religion die Entwicklung von Rationalismus auch begünstigen kann.

Max Weber arbeitete diese Sondererscheinungen des mittelmeerisch-westlichen Kulturkreises heraus, nicht um seine Überlegenheit, sondern um seine Andersartigkeit gegenüber anderen Kulturkreisen zu betonen. Freilich wollte er das Entstehen dieser Andersartigkeit auch erklären. Dafür wählte er einen mehrdimensionalen historischen Ansatz, der gegen die Einseitigkeit sowohl der materialistischen wie der idealistischen Geschichtsbetrachtung gerichtet ist.

Max Webers wissenschaftliches Erbe findet sich vor allem in drei Teilen seines Werkes:

- in den „Gesammelten Aufsätzen zur Wissenschaftslehre“ mit den Studien zu einer kulturwissenschaftlichen Fundierung von Historiographie und Soziologie;
- in den „Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie“ mit den Studien über die Wirtschaftsethik der Weltreligionen;
- in „Wirtschaft und Gesellschaft“ mit den universalhistorischen Studien über das Verhältnis von Wirtschaft, Religion, Recht und Herrschaft.

Es handelt sich dabei um Studien, die nicht allein die Herkunft der modernen westlichen Kultur, sondern auch ihre voraussichtliche Zukunft beleuchten, und dies im Blick auf andere Kulturentwicklungen. Insofern dienen sie der Verständigung über uns selbst – gemäß der Einsicht, dass nur der seine Kultur kennt, der sie auch im Lichte anderer Kulturen zu sehen lernt.

Alfred Overmann (1866-1946). Der honorige Bildungsbürger

Steffen Raßloff

Prof. Dr. Alfred Overmann lässt sich gewiss nicht in eine Reihe mit den herausragenden Wissenschaftlern stellen, die in Bezug zur Stadt Erfurt und ihrer Alten Universität (1392-1816) stehen: Martin Luther, Johann Matthäus Meyfart, Christoph Martin Wieland oder Max Weber, um nur die bekanntesten zu nennen. Overmann absolvierte weder eine Universitätslaufbahn, noch gingen von ihm maßgebliche wissenschaftliche Impulse aus. Damit entspricht er auch nicht dem Bild des deutschen Hochschulgelehrten, wie es Max Weber in seinem Essay „Wissenschaft als Beruf“ (1919) skizziert hat. Dennoch wird man Alfred Overmann zu den bemerkenswerten kulturellen Persönlichkeiten der Erfurter Stadtgeschichte rechnen dürfen – verkörpert er doch geradezu idealtypisch den honorigen Bildungsbürger des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Was ihn dabei besonders auszeichnet, ist die große Vielseitigkeit und die starke Ausstrahlung auf das Kulturleben der Stadt. Zugleich fokussieren sich in der Biographie Overmanns die äußeren und inneren Gefährdungen des national-liberalen Bürgertums, für das er in Erfurt an prominenter Stelle stand.

Mit dem Studium der Geschichte und Kunstgeschichte in Berlin (1887-1892) war für den gebürtigen Kölner der Weg zur bildungsbürgerlichen Existenz beschritten, die ihn über die Stationen Köln, Straßburg und Münster 1901 als Archivar nach Erfurt führte. Das exklusive Gut akademische Bildung spielte nicht nur für den Beruf, sondern auch in der Selbst- und Fremdwahrnehmung des Bürgers im Sinne sozialmoralischer Milieus eine wesentliche Rolle. Umso mehr musste dies für Honoratioren vom Schlage des langjährigen Erfurter Stadtarchivdirektors (1901-1932) gelten, der wie alle Bildungsbürger längst nicht mehr mit Einkommen und Lebensstil der reichen Wirtschaftsbürger konkurrieren konnte. Um mit den großzügig fürs Gemeinwohl wirkenden Fabrikanten, Bankiers und Gartenbauunternehmern Schritt zu halten, bedurfte es vorzeigbarer Verdienste im

kulturell-wissenschaftlichen Bereich – Alfred Overmann sollte sich in diesem Sinne ein hohes Ansehen in Erfurt erwerben.

Hatte Wissenschaft zunächst als Zugangsvoraussetzung und Beglaubigung einer gehoben-bürgerlichen Existenz gedient, spielte sie auch im weiteren Leben Overmanns eine wichtige Rolle. Fraglos ist er dabei meist der Weberschen Forderung, Wissenschaft „nur um der Sache“ willen zu betreiben, weitgehend gefolgt, so sehr er den Aufstieg zu einer der wenigen bildungsbürgerlichen Lichtgestalten im bieder-provinziellen Erfurt genossen haben mag. Overmann selbst charakterisierte trotz seines ausgeprägten Lokalpatriotismus Erfurt als „eine Geschäftsstadt mit vorwiegend materiellen Interessen, an geistigem Leben kaum über das Kleinstadtniveau sich erhebend“. Die bisweilen durchaus beachtlichen Impulse aus Bürgerschaft, Stadtverwaltung, preußischem Staat und altehrwürdiger „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften“ (1754), der Overmann seit 1903 angehörte, konnten das Fehlen einer Hochschuleinrichtung – von der kurzlebigen Pädagogischen Akademie 1929/32 abgesehen – nicht überspielen. Erfurt war zwischen 1816 und 1953/54, zwischen Schließung der Alten Universität und Gründung der Pädagogischen Hochschule sowie der Medizinischen Akademie, kein Wissenschaftsstandort im Weberschen Sinne. Umso heller strahlte vor diesem Hintergrund bald der Stern des neuen Stadtarchivars.

Er schuf mit preußischem Pflichtethos über Jahrzehnte eine tragfähige Basis, auf der noch heute die Archivare, Bibliothekare und Denkmalpfleger der Stadt Erfurt stehen. Mit seinem dreibändigen „Urkundenbuch der Erfurter Stifter und Klöster“ (1926/29/34) und „Die älteren Kunstdenkmäler der Plastik, der Malerei und des Kunstgewerbes der Stadt Erfurt“ (1911) leistete er wertvolle wissenschaftliche Grundlagenarbeit. Hervor tat sich Overmann zugleich als populärer Stadthistoriker mit zahllosen Publikationen und Vorträgen. Sein Klassiker „Erfurt in zwölf Jahrhunderten. Eine Stadtgeschichte in Bildern“ (1929) entwickelte sich rasch zum „Hausbuch“ des historisch interessierten Erfurters und erlebte 1992 sogar eine Reprint-Wiederauflage. Von 1901 bis 1912 betreute Overmann im Nebenamt das 1886 gegründete Stadtmuseum, dem er erstmals ein klares Profil als ambitioniertes, breit gefächertes Heimatmuseum gab. Es sollte in einem zentralen Repräsentationsbau auf dem heutigen Stadtparkgelände untergebracht

werden; die Umsetzung der Pläne des Weimarer Architekten Henry van de Velde wurde jedoch durch den Ersten Weltkrieg 1914/18 verhindert. Zur ebenfalls nebenamtlichen Leitung der Stadtbibliothek (1901-08) kam ein Lehrauftrag für Kunstgeschichte an der Kunstgewerbeschule (1904-28). Der selbst aktive Musikliebhaber Overmann trat allerdings nicht in die Öffentlichkeit, während der belesene Goethe-Verehrer sich unter anderem als Vorsitzender des Literaturvereins auch diesem Feld widmete.

Politisch engagierte sich Overmann im Kaiserreich für die Nationalliberale Partei, zu deren zweitem lokalen Vorsitzenden er aufstieg. Nach der Novemberrevolution 1918 trat er der neu gegründeten Deutschen Demokratischen Partei (DDP) bei, die sich als bürgerlich-liberale Sammelpartei zur Weimarer Republik bekannte. Das sollte sich nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten 1933 als wenig förderlich erweisen, auch wenn Overmann als alter wilhelminischer Nationalliberaler durchaus die nationalistischen, ja in Ansätzen sogar die antisemitischen Vorstellungen der Zeit teilte. Ohne Opfer einer direkten Verfolgung zu werden, machten sich Einschränkungen bemerkbar, indem er 1933 beispielsweise als Vorsitzender des Literaturvereins zurücktreten musste und ihm fortan die Volkshochschule verschlossen blieb. Zu seiner „liberalen Vergangenheit“ kam ein weiterer Umstand hinzu: Overmanns jüdische Ehefrau Elisabeth, die ihm vier Kinder geboren hatte. Von beiden „Handicaps“ sagte er sich schließlich in beschämender Weise los, um weiter öffentlich und publizistisch wirken zu können. 1943 verließ Alfred Overmann nach 47 Ehejahren seine Frau, die 1944 nach Auschwitz deportiert wurde und dort ums Leben kam. Es ist tragisch zu sehen, wie der 77-jährige honorige Bildungsbürger von einst unter dem Druck einer inhumanen Diktatur sein Rückgrat verlor – so wenig uns heute ein vorschnelles Urteil über solche zudem nicht mehr gänzlich zu erhellenden Vorgänge zusteht.

Heinz Schürmann (1913-1999)

Claus-Peter März

Prof. Dr. Heinz Schürmann (1913-99), Ordinarius für Exegese und Theologie des Neuen Testaments am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt, war einer der herausragenden katholischen Theologen im Osten Deutschlands und ein international geschätzter Bibelwissenschaftler, der die Auslegung des Neuen Testaments in vielfacher Weise angeregt und ihr neue und originelle Ansätze vermittelt hat.

Heinz Schürmann, am 18. Januar 1913 in Bochum geboren, studierte Theologie in Paderborn und Tübingen. Von 1936 bis 1946 wirkte er im kirchlichen Gemeindedienst als Vikar in Osterwiek und Bernburg, danach als Präfekt im Theologenkonvikt in Driburg. Er promovierte (1950) und habilitierte sich (1952) in Münster mit Studien zum lukanischen Abendmahlsbericht, die in seiner dreibändigen Abhandlung über Lk 22,15-38 veröffentlicht sind. Das Werk gilt bis heute als eine für den bearbeiteten Textbereich entscheidende Studie. 1953 kehrte er wieder nach Mitteldeutschland zurück und nahm den Ruf als Neutestamentler am damals neu gegründeten Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt, dem Vorläufer der heutigen Theologischen Fakultät in der Universität Erfurt, an. Hier lehrte er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1978.

Die neutestamentliche Exegese verdankt Heinz Schürmann wegweisende Studien zum Abendmahlsbericht, zur Redaktionsgeschichte der Evangelien, namentlich des Lukasevangeliums, zur Logientradition, zur neutestamentlichen Ethik, zur biblischen Hermeneutik und zur Gestalt Jesu. Insbesondere die Frage nach der *ipsissima intentio* des Lebens und Sterbens Jesu - im Schlüsselbegriff der „Pro-existenz“ zusammengefasst - wurde für ihn mehr und mehr zum entscheidenden Zentrum seines theologischen Nachdenkens. Eine Reihe von Sammelbänden, in denen seine Aufsätze zur Bibelwissenschaft zusammengeführt sind, zeigen mit ihren programmatischen Titeln jene Horizonte an, die für seine Arbeit

bestimmend waren. „Traditionsgeschichtliche Untersuchungen zu den synoptischen

Evangelien“ (1968), „Ursprung und Gestalt“ (1970), „Orientierung am Neuen Testament“ (1978), „Studien zur neutestamentlichen Ethik“ (1990), „Jesus-Gestalt und Geheimnis“ (1994), „Wort Gottes und Schriftauslegung“ (1998). Seine exegetischen Bemühungen waren der historisch-kritischen Erschließung des Textes ebenso wie der unablässigen Annäherung an die „Sache“ des Textes gewidmet. In diesem Sinn hat er Generationen von Theologiestudenten biblische Horizonte der Theologie vermittelt und in unzähligen Vorträgen, Seminaren und Kolloquien „Orientierung am Neuen Testament“ zur Sprache gebracht.

Heinz Schürmann war - wie er selbst in der Rückschau immer wieder hervorgehoben hat - geprägt von den großen Aufbrüchen, die die Theologie und die Kirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bewegt hatten und die er im 2. Vatikanischen Konzil aufgenommen und weitergeführt sah: das Mühen um das reflektierte und rational begründete Verstehen der Bibel als Basistext des Christlichen. Er verstand diese Ansätze als Aufbrüche hin zur „Sache“ des Christlichen, der sich alles Bemühen um die Strukturen der Kirche, um die Erneuerung der Liturgie und um das Verstehen der Bibel zu öffnen haben.

In besonderer Weise hat dabei seine 1953 gefällte Entscheidung, den Lehrstuhl am Philosophisch-Theologischen Studium in Erfurt zu übernehmen, sein Leben und Arbeiten auf sehr spezifische Weise geprägt. Er wechselte damals von Münster in die stalinistisch geprägte DDR, in einen Raum also, der seine Arbeitsbedingungen entscheidend verschlechterte und seine Kontaktmöglichkeiten zunehmend einengte. Er ist freilich so zu einem hilfreichen „Vermittler“ geworden, der seine theologischen Verbindungen in die Arbeit in Erfurt einbrachte und zugleich Erfahrungen kirchlicher Existenz im Osten Deutschlands nach außen vermittelte. Sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl urteilt heute: „Daß uns DDR-Katholiken dieses Land nicht zu einem theologischen Ghetto wurde, sondern trotz allem zu einem Ort vielfältiger Kommunikation mit der theologischen und kirchlichen Entwicklung des damaligen Westens, ist neben vielen anderen auch Heinz Schürmann zu verdanken.“ (Bischof Joachim Wanke)

Sein besonderes Interesse lag darin, den Austausch unter den Fachkollegen zu fördern: Er stand mit Rudolf Schnackenburg (Würzburg) am Anfang der Arbeitsgemeinschaft katholischer deutschsprachiger Neutestamentler. Er initiierte zusammen mit Gerhard Dellling (Halle) das jährlich in Wittenberg abgehaltene Treffen der evangelischen und katholischen Neutestamentler in der DDR. Er suchte schon früh den Kontakt zu den Fachkollegen in den osteuropäischen Ländern und regte das Wiener Colloquium Biblicum an, das seit 1980 alle zwei Jahre die österreichischen Bibelwissenschaftler mit den Kollegen aus den östlichen Nachbarländern verbindet. Schürmann war Peritus des Konzils, Consultor der Päpstlichen Bibelkommission und Mitglied der Internationalen Theologenkommission. Er nahm an der ersten Phase des Dialogs zwischen lutherischem Weltbund und römisch-katholischer Kirche (Malta-Papier) teil, war über viele Jahre Mitglied des Ökumenisch-Theologischen Arbeitskreises der DDR. Sein internationaler Ruf als Theologe kam in einer Vielzahl von Ehrungen zum Ausdruck, unter anderem in der Verleihung der Ehrendoktorwürde von Bochum, Paderborn, Leuven, Uppsala, Aberdeen, Wien und Strasbourg. Nicht zufällig war die letzte Ehrung, die ihm gewidmet war, die Verdienstmedaille der Päpstlichen Fakultät Krakau, die ihm am 4. Dezember 1998 in Erfurt überreicht wurde. Heinz Schürmann verstarb am 11. Dezember 1999 in Erfurt.

Annemarie Schimmel (1922 – 2003)

Jamal Malik

Curriculum Vitae

Annemarie Schimmel wurde 1922 als Tochter eines Beamten in Erfurt geboren. Mit 15 Jahren erlernte sie schon die arabische Sprache. Ein Jahr später absolvierte sie ihr Abitur und nahm das Studium der Islamwissenschaft und Arabistik bei solch renommierten Persönlichkeiten wie Hans Heinrich Schaeder und Richard Hartmann auf. Trotz Kriegswirren wurde sie 1941 im Fach Islamwissenschaft in Berlin promoviert. 1946 folgte die Habilitation, ebenfalls in Islamwissenschaft, an der Philosophischen Fakultät der Universität Marburg. 1951 erwarb sie außerdem einen Dr. sc. rel. in Religionsgeschichte an der Marburger Theologischen Fakultät. In ihrem gesamten Werk war der Einfluss ihres Lehrers und Doktorvaters, des namhaften Religionsphänomenologen Friedrich Heiler, auf ihr Denken und Schaffen zu spüren. Ebenso beeindruckend wie ihr akademischer Werdegang sind die verschiedenen Lehrstühle, die Annemarie Schimmel über die Jahre innehatte. Nach Studienaufenthalten in Ankara und Istanbul wurde sie – als erste Frau - 1954 an die Islamisch-Theologische Fakultät der Universität Ankara berufen. Dort lehrte sie klassische türkische Literatur. 1959 kehrte sie nach Marburg zurück und wurde kurz darauf im Jahre 1961 zur außerplanmäßigen Professorin und wissenschaftlichen Rätin für Arabistik und Islamkunde am Seminar für Orientalische Sprachen der Universität Bonn ernannt. 1967 erhielt sie einen Ruf an die renommierte Harvard University, im Jahr 1970 wurde sie an der Harvard University Full Professor für Indo-Muslim Culture und lehrte dort bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 1992. Doch auch danach blieb Annemarie Schimmel dem universitären Leben verbunden: als Honorarprofessorin am Orientalischen Seminar der Universität Bonn, und als Mitglied des Kuratoriums der wieder gegründeten Universität Erfurt, an der sie im Wintersemester 2000/2001 auch unterrichtete.

Im Laufe ihrer akademischen Karriere unternahm sie viele Reisen in die islamische Welt, insbesondere nach Indien und Pakistan. Zu ihrem 75. Geburtstag am 7. April 1997, wurde ihr zu Ehren an der Universität Bonn der Annemarie Schimmel Lehrstuhl für indo-islamische Kultur eingerichtet.

Werk, Auszeichnungen und Leistungen

An ihrem 80. Geburtstag konnte die Grande Dame der Orientalistik auf ein Leben zurückblicken, in dem ihr enormes Wissen über den Islam und die muslimischen Kulturen, gepaart mit ihrer beeindruckenden Kenntnis zahlreicher orientalischer Sprachen, wie etwa Arabisch, Persisch, Türkisch, Urdu, Sindhi und Paschto, in eine beachtliche Anzahl von Büchern, Editionen, Übersetzungen und Zeitschriftenartikeln eingeflossen war.

Ihrer inneren Berufung zur Wissenschaft folgend, richtete sie eine beträchtliche Anzahl ihrer Bücher an ein breiteres Publikum, denn für Annemarie Schimmel war es ein besonderes Anliegen, die islamische Welt den Menschen des Okzidents so nahe und authentisch wie möglich zu übermitteln. Dennoch gelten ihre Bücher vielleicht auch deswegen in der akademischen Welt als Standardliteratur.

Ihre Spezialgebiete sind Islamische Kunstgeschichte, arabische Kalligraphie und die muslimische Welt im indo-pakistanischen Raum. Am bekanntesten ist sie aber für ihre umfangreichen Darstellungen der großen Repräsentanten und Strömungen der islamischen Mystik geworden. Ihre „Mystischen Dimensionen des Islam“ (1975) gelten als ein Standardwerk zur islamischen Mystik. Gerade im Bereich islamischer Spiritualität sah sie die Möglichkeit des Brückenschlages zwischen verschiedenen Kulturen. Immer wieder finden sich in ihren Werken beispielsweise Vergleiche zwischen dem Denken eines Meister Eckhart und eines Jalal al-Din Rumi. Den Dichter-Philosoph Muhammad Iqbal stellte sie der deutschen Öffentlichkeit vor.

Ihr Leben war insbesondere der Verständigung zwischen dem abendländischen und dem muslimischen Kulturkreis gewidmet. Ihre Leistungen und die Persönlichkeit der tiefen Kennerin des Islam sind bereits durch zahlreiche Ehrendokortitel an internationalen Universitäten, wie Ankara, Uppsala, Peshawar, Teheran und Mitgliedschaften in Akademien, wie etwa der

renommierten American Academy of Arts and Sciences in Boston, sowie durch wissenschaftliche Preise und andere Ehrungen gewürdigt worden. Diese hochrangigen nationalen und internationalen Auszeichnungen sind ihr insbesondere für ihre Verdienste um ein besseres Verständnis muslimischer Kulturen – nicht zuletzt auch in der so genannten „Peripherie“ der islamischen Welt – verliehen worden: Sie erhielt unter anderem 1982 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse, 1995 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2001 den Reuchlinpreis. Die Verleihung des Friedenspreises begründete der damalige Bundespräsident Roman Herzog folgendermaßen: „Inmitten erschreckender Signale des religiösen Fanatismus“ sei die Auszeichnung als ein „Zeichen für die Begegnung, nicht für die Konfrontation der Kulturen“ zu verstehen.

Insbesondere im Bereich der Mystik und in der Dichtung zeigte sie sich inspiriert von Herder, der vor circa zweieinhalb Jahrhunderten äußerte: „Aus der Poesie lernen wir Zeiten und Nationen gewiss tiefer erkennen als auf dem täuschenden trostlosen Wege der politischen und Kriegsgeschichte.“

Die Poesie ist es auch, welche die von Max Weber geforderte Hingabe eines Wissenschaftlers widerspiegelt. Phänomenologie, weniger zeitgenössische sozial- und kulturwissenschaftliche Ansätze, ermöglichten ihr, ihr enorm umfangreiches Oeuvre durch meisterhafte Übersetzungen muslimischer Kulturträger zu durchsetzen. Mittels ihrer von Poesie durchtränkten Sprache gelang es ihr, ganze Panoramen vor dem Auge der Leserschaft entstehen zu lassen: „... jene Berge, die von ferne wie vielfach gefältelte graue Seidenstücke aussehen ... eine Landschaft ... von graubraunem Stoff ..., der in immer neuen Formen von einem himmlischen Schneider gefaltet worden war ...“, (Reisen, 16, 19) Oder „... bei der Rückfahrt hing die meiste Zeit eine höhenkranke kleine Japanerin wie eine welke Blume an meiner Schulter, während ich die Landschaft genoß ...“ (Reisen, 87) Oder wenn die Rede auf den Vater ihres indischmuslimischen Lieblingsmystikers Khawâja Mîr Dard kommt: „Auch seine (des Vaters: Nâsir `Andalîb) Verse sind reine Musik, vergänglich wie die Fußspuren im Wasser, zart wie der Schatten einer Blume.“ (Reisen, 175) Und immer wieder fand sie Übergänge und verknüpfte die

Gedanken miteinander in einer Form, welche die Lektüre ihrer Werke zu einem Vergnügen werden lässt.

Annemarie Schimmels erfüllte Karriere als Orientwissenschaftlerin gründete in ihrer „Leidenschaft für die Wissenschaft“. Ob diese Leidenschaft von ihr selbst „rationalisiert“ wurde, kann gegenwärtig genauso wenig eingeschätzt werden wie die Frage, ob sie die Wissenschaft mit einer Emotionalität versah, die sie im Berufsalltag gut kontrollieren konnte. Wahrscheinlich ist jedoch, dass die beneidenswerte Leidenschaft ihrem biographischen Werdegang entsprang.

Freilich war sie keine Frau der politischen Stellungnahmen. Sie verwahrte sich auch gegen den Mißbrauch der Verkündigung „letzter“ Wahrheiten. Stattdessen war sie stets offen für neue Fragen, denen sie dann selbst auch rastlos und unermüdlich nachging – meist auf der alten, von ihr geliebten Schreibmaschine. Ihr enormes Wissen ging nicht nur über die Vermittlung von Kenntnissen hinaus, auch in Methoden des Denkens bestach es, und fand dankbare Abnehmer in einer Vielzahl von Schüler und Schülerinnen, die auf diese Weise ihre Tradition einer vorbildlichen „intellektuellen Redlichkeit“ erben und so zur notwendigen „Klarheit“, „Konsequenz“ und „Ehrlichkeit“ gelangten. Nicht nur in diesem Sinne wurde Frau Schimmel dem wissenschaftsethischen Standard gerecht. Sie hatte „’Persönlichkeit’ auf wissenschaftlichem Gebiet, da sie rein der Sache diene“ (Max Weber).

Gleichwohl betrachtete sie Wissenschaft nicht als „wertfrei“, sondern als eine Kampfansage an verkrustete Denkmuster und Stereotypen. Ihr praktischer Umgang mit Menschen und Institutionen gewährte Inklusivität und Pluralismus großen Raum. Ihre Auffassung von „Wissenschaftlichkeit“ verband sich scheinbar mühelos mit einem Wahrnehmungsvermögen, das soziale und natürlich sprachliche Kompetenz bedeutete. Als ihr 1999 die Ehrendoktorwürde der Universität Teheran verliehen wurde, bedankte sie sich mit einer improvisierten Rede über den Mystiker Maulana Rumi in fließendem Persisch.

Bedeutung für die Universität Erfurt

Die Beziehung von Annemarie Schimmel zu Erfurt lag nicht nur darin, dass Erfurt ihre Geburtsstadt war. Für die Universität Erfurt engagierte sie sich, indem sie bis

kurz vor ihrem Tode noch Mitglied des Kuratoriums war. Zudem hat sie die Ringvorlesung „Weltreligionen im 21. Jahrhundert“ in der Michaeliskirche mit einem sehr positiv aufgenommenen Vortrag über den Islam bereichert und im Wintersemester 2000/2001 ein Seminar zu dem Thema „Mystische Dimensionen des Islam“ angeboten. Fasziniert folgten die Studierenden ihren Ausführungen über die wichtigsten Vertreter der Mystik, die sie nach alter Manier frei und ohne Manuskript vortrug. Sie scheute sich auch nicht, uns die Tanzschritte der Derwische vorzuführen. Allein mit diesen Beiträgen für die Universität Erfurt zeigte sich, dass es für Annemarie Schimmel ein Anliegen war, auf möglichst breiter Basis zu wirken und ihr inklusivistisches Bild vom Islam zu entwerfen, sei es in der Öffentlichkeit, mit akademischen Kollegen oder mit Studenten. Dies trug sicher zu ihrer Popularität bei. Aufgrund dieser enormen wissenschaftlichen Leistungen und ihrem unermüdlichen Engagement um Interkulturalität, in denen sich Leidenschaft, Liebe, Berufung und Sinngebung miteinander verbanden, wurde die Idee geboren, der Orientalistin eine Ehrendoktorurkunde zu verleihen, und auf diese Weise auch der Universität Erfurt selbst eine hohe Ehre zukommen zu lassen. Leider war dieser Antrag zu einem Zeitpunkt in Arbeit, als Frau Schimmel gesundheitlich schon sehr angeschlagen war. Mit ihrem Ableben verlor die Welt ohne Zweifel eine herausragende Kennerin muslimischer Kulturen, die Zeit ihres Lebens als Vermittlerin zwischen Orient und Okzident aufgetreten ist.

Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha

Besuchsanschrift Erfurt:	Besuchsanschrift Gotha:
Nordhäuser Str. 63	Schloss Friedenstein
99089 Erfurt	99867 Gotha

Tel.: (03 61) 7 37-58 00	Tel.: (0 36 21) 30 80-0
Fax: (03 61) 7 37-57 79	Fax: (0 36 21) 30 80-38
http://www.bibliothek.uni-erfurt.de	

Postanschrift:	Postanschrift:
PF 90 02 22	PF 10 01 30
99105 Erfurt	99851 Gotha

Direktorin:
Christiane Schmiedeknecht

© Universität Erfurt 2004